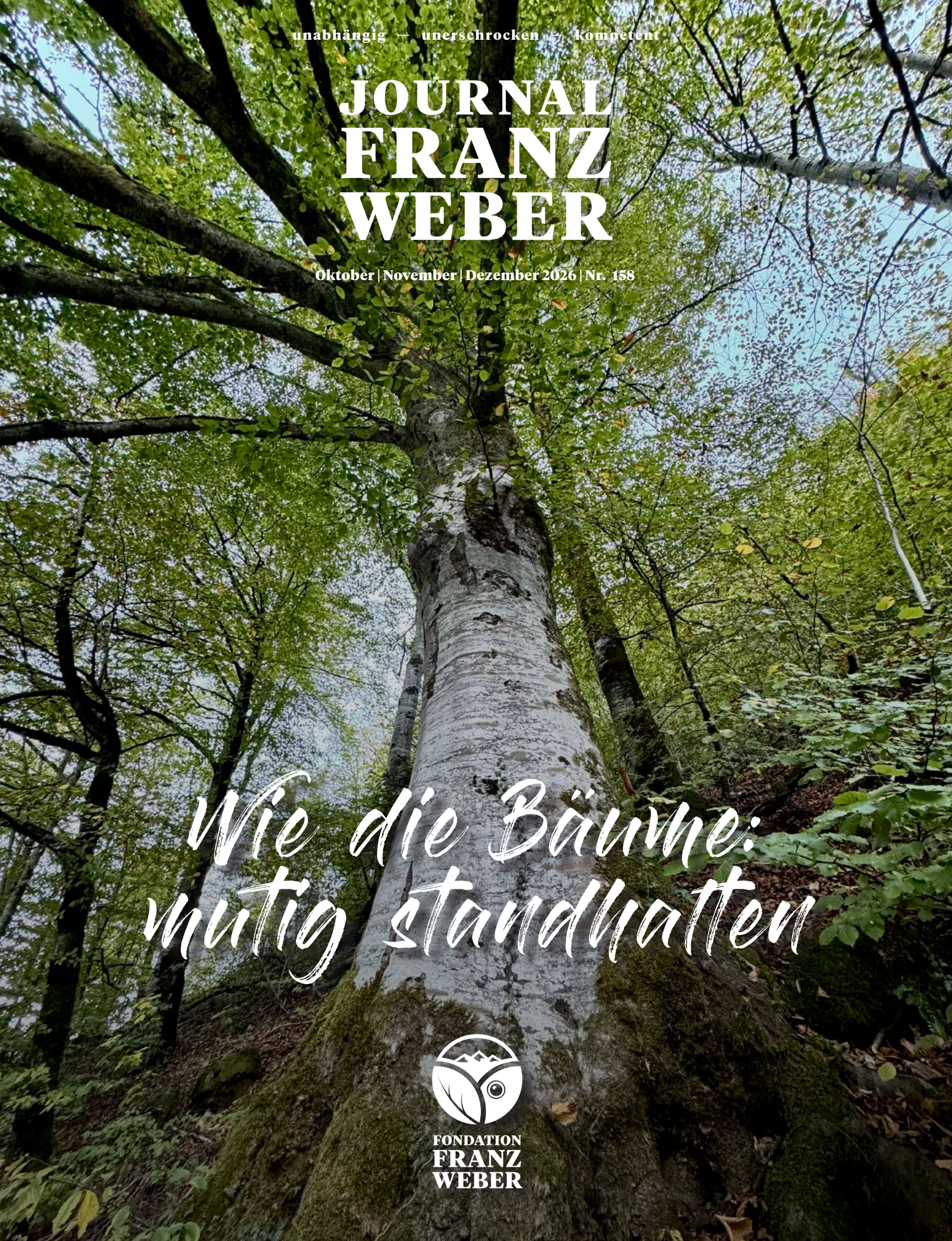
unabhängig — unerschrocken — kompetent

JOURNAL FRANZ WEBER

Oktober | November | Dezember 2026 | Nr. 158



Wie die Bäume: mutig standhalten

FONDATION FRANZ WEBER

FONDATION FRANZ WEBER

Inhalt







Feuerwerke: die Kehrseite des Spektakels..... 6

Eine Arena, in der Frieden wachsen kann 8

Die Rote Taube: Leben retten will gelernt sein 12

Die Ohren von Elefanten und Orcas 16

Von tiefer Trauer zu neuer Freude auf Bonrook..... 20

In Sicherheit und Freiheit: Neue Schützlinge in Equidad..... 24

«Hitzefrei» für den Wald? 28

Wie die Bäume: mutig standhalten 30

Schimpanse Toti: Ein neues Leben 34

gedruckt in der schweiz

RECYCLED Papier aus Recyclingmaterial FSC® C022767

IMPRESSUM
EINE PUBLIKATION DER FONDATION FRANZ WEBER | **CHEFREDAKTION:** Vera Weber und Matthias Mast
REDAKTION: Vera Weber, Anna Zangger, Leonardo Anselmi, Dr. Monica Biondo, Dr. Keith Lindsay, Viktoria Kirchhoff, Tomas Sciolla, Thomas Herren, Alika Lindbergh
LAYOUT: Tirsá Sánchez, FFW | **ERSCHEINT:** 4 x im Jahr an alle Gönnerinnen und Gönner | **TITELBILD:** Wie die Bäume: mutig standhalten
DRUCK: Druckerei Kyburz AG | **ABONNEMENTE/HERAUSGEBER:** Journal Franz Weber, Postfach, 3000 Bern 13, Schweiz
T: +41 (0)21 964 24 24, E-Mail: ffw@ffw.ch | www.ffw.ch

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

SPENDENKONTO: **IBAN: CH31 0900 0000 1800 6117 3 / Postfinancekonto zugunsten von: Fondation Franz Weber, 3000 Bern 13, Schweiz**

Editorial



VERA WEBER
Präsidentin
Fondation Franz Weber

Liebe Leserin, lieber Leser

Haben wir Mut zu handeln!
Es gibt Tage, an denen man am liebsten wegschauen würde. Katastrophen, Kriege, Unruhen, Leid und vernichtete Leben. Und mittendrin Tiere, die nicht fliehen können, zerstörte Natur, gefällte Bäume. Dazu das Gefühl, dass die Gewalt trotz all unserer Anstrengungen immer weiter um sich greift. Ich kenne dieses Gefühl. Aber ich weiss auch, was uns darüber hinweghilft: handeln und sehen, was wir für die Tiere und die Natur bewirken können.

Im kolumbianischen Tesalia spielen heute Kinder Beachvolleyball in einer ehemaligen Stierkampfarena. Die Tribünen stehen noch. Auch die Familien kommen weiterhin. Doch niemand versammelt sich mehr, um dem langen Töten eines Stieres Beifall zu spenden. Man kommt, um zu spielen, sich zu begegnen und gemeinsam schöne Stunden zu verbringen. Wir haben dazu beigetragen, dass Kolumbien den Stierkampf verboten hat. Nun wollten wir auch helfen, diesen Orten eine friedliche Zukunft zu geben. Diese erste umgestaltete Arena zeigt, wie viel Neues entstehen kann, wenn wir Grausamkeit nicht länger hinnehmen. Dazu braucht es den Mut, eine alte Tradition hinter uns zu lassen, wenn sie Leid verursacht.

Dieser Mut spricht auch aus dem Text, den Alika Lindbergh uns für diese Ausgabe geschenkt hat. Mit bald 97 Jahren greift sie trotz ihrer angeschlagenen Gesundheit und ihres stark beeinträchtigten Sehvermögens wieder zur Feder. Ihre Liebe zu allem Lebendigen ist ungebrochen, ebenso ihr Aufbegehren gegen das Unrecht. «Wie die Bäume: mutig standhalten», ruft sie uns zu.

Diese Bäume verteidigen wir. Jedes Jahr retten wir rund hundert von ihnen. Doch überall in der Schweiz werden ehrwürdige alte Bäume auf Bauplänen zu Hindernissen. In Bern sollen für das Tram nach Ostermundigen rund 300 alte Bäume gefällt werden. Man verspricht Ersatzpflanzungen. Doch junge Bäume können auf lange Zeit weder den Schatten noch die kühlende Wirkung grosser Bäume ersetzen. Ebenso wenig bieten sie den Lebensraum, den diese für Tausende von Insekten und anderen Tieren bereithalten. Wie können wir nach dem Hitzesommer, den wir gerade erlebt haben, diese Verbündeten einem vermeintlich grüneren Verkehr opfern? Was für ein falsch verstandener Umweltschutz!

«Wie die Bäume: mutig standhalten.»

Ich wünsche mir, dass dieser Aufruf uns zum Jahresende begleitet. Wir können nicht alles verhindern. Doch jedes vermiedene Leid, jedes bewahrte Stück Natur und jeder gerettete Baum sind es wert, dass wir weitermachen.

Dank Ihnen können wir unsere Überzeugungen in die Tat umsetzen. Danke, dass Sie uns die Mittel dazu geben und mit uns daran glauben, dass das Lebendige unseren ganzen Einsatz verdient.

Herzlich

Ihre Vera Weber

FONDATION FRANZ WEBER

En Bref



WÖLFE IN DER SCHWEIZ: BALD EINE JAGD OHNE GRENZEN?

Im Januar 2025 trat das revidierte Jagdgesetz in Kraft und machte den Weg frei für die sogenannte «proaktive» Regulierung der Wolfsbestände. Die Bilanz: Zwischen dem 1. Februar 2025 und dem 31. Januar 2026 wurden 76 Wölfe vorsorglich getötet, um mögliche Schäden an Nutztierherden zu verhindern.

Doch manchen Parlamentariern reicht das offenbar noch immer nicht. Ständerat Pascal Broulis fordert nun, dass sogenannte «problematische» Wölfe, die einem Rudel angehören, ganzjährig abgeschossen werden dürfen – auch während der Paarungs- und Fortpflanzungszeit zwischen Februar und Mai. Ständerätin Esther Friedli will Wolfsabschüsse sogar in eidgenössischen Jagdbanngebieten zulassen, die ausdrücklich dem Schutz der Wildtiere dienen.

Damit könnten Wölfe überall und jederzeit getötet werden: nach einem tatsächlichen Schaden ebenso wie vorsorglich, um mögliche Schäden zu verhindern. Für eine geschützte Tierart sind das erschreckende Aussichten. Dabei fehlt jeder Nachweis, dass diese Massnahmen für einen wirksameren Herdenschutz notwendig wären. Im Gegenteil: Wo der Wolf ungestört Wild jagen kann, bleibt er eher dem Nutzvieh fern und kann seine natürliche Rolle bei der Regulierung der Wildbestände in unseren Wäldern erfüllen.

Die Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra haben sich im offiziellen Vernehmlassungsverfahren entschieden gegen die vorgeschlagenen Änderungen des Jagdgesetzes ausgesprochen. Ja zum Herdenschutz – aber nicht um den Preis einer pausenlosen Verfolgung des Wolfs!

HELVETIA NOSTRA SCHÜTZT DIE LANDSCHAFT IN BLITZINGEN (GOMS, VS)

Auf Beschwerde von Helvetia Nostra hin hat das Kantonsgericht Wallis die Baubewilligung für einen Tourismuskomplex aus vier Doppelchalets mit 14 Wohnungen und 44 Betten aufgehoben. Das Projekt war auf mehr als 11'000 Quadratmetern bislang unbebauter Fläche in Chastebiel oberhalb von Blitzingen geplant. Nach Auffassung des Kantonsgerichts verstiess es gegen die geltenden Quartierpläne und hätte die notwendige Verkleinerung der in der Gemeinde Goms stark überdimensionierten Bauzone gefährdet.

Mit diesem Urteil trägt Helvetia Nostra dazu bei, eine noch weitgehend unberührte Landschaft oberhalb von Blitzingen am Rande eines Landschaftsschutzgebiets zu bewahren. Diese unverbauten Flächen, die die Schönheit und den Charakter unserer Regionen ausmachen, sind kostbar. Ihr Schutz verhindert, dass die Zersiedelung sie nach und nach zerstört.



— PODCAST —
FONDATION FRANZ WEBER
FUTURE FOR WILDLIFE

Im September 2026 hat die Fondation Franz Weber ihren Podcast «Future for Wildlife» lanciert. In der zweiten, nun verfügbaren Folge kommt Fabian Dietrich zu Wort. Der Baumpflegespezialist mit eidgenössischem Fachausweis spricht über seine Leidenschaft für Bäume, ihr Leben, die komplexen Prozesse, die in ihnen ablaufen sowie ihre vielfältigen Funktionen für Mensch und Natur.

Scannen Sie jetzt den QR-Code, hören Sie sich die neue Folge an und teilen Sie sie mit Familie und Freunden:

Feiern mit Rücksicht.



JA zur Einschränkung von Feuerwerk am 29. November

Feuerwerke: die Kehrseite des Spektakels

Feuerwerk begeistert uns Menschen. Für Haus- und Wildtiere bedeuten die plötzlichen, unerklärlichen Knalle jedoch Angst und Leid. Auch Kleinkinder und lärmempfindliche Menschen leiden darunter. Hinzu kommt die Belastung der Umwelt durch Lärm, Licht und Schadstoffe. Muss die Freiheit der einen nicht dort enden, wo die Freiheit der anderen beginnt?



Für uns ein beeindruckendes Spektakel. Für die Tiere eine Bedrohung, der sie nicht entfliehen können.



ANNA ZANGGER
Rechtsanwältin
und Kampagnenleiterin

Das Leid der Haus-, Nutz- und Wildtiere

Lärmerzeugende Feuerwerkskörper beeinträchtigen Wildtiere, insbesondere Vögel, erheblich. Die Detonationen können massive Fluchtbewegungen auslösen, die Tiere von ihren Schlaf- oder Brutplätzen aufscheuchen und zu Erschöpfung und tödlichen Zusammenstössen führen. Besonders gross ist die Gefahr in der Fortpflanzungszeit von März bis August sowie im Winter, wenn die Tiere Kräfte sparen müssen, um zu überleben.

Wie Messungen in den Niederlanden ergaben, flogen bereits bei den ersten Silvesterknallern Tausende von Vögeln auf – einige von ihnen auf bis zu 500 Meter Höhe. Am Zürichsee zeigten Zählungen nach dem Silvesterfeuerwerk, dass die Anzahl der beobachteten Wasservögel erst nach drei bis zehn Tagen wieder ihr vorheriges Niveau erreichte. Die Beeinträchtigung endet also nicht mit der letzten Rakete.

Auch Haus- und Nutztiere haben unter der Knallerei zu leiden. Hunde, Katzen, Pferde, Kühe und Schafe können extrem gestresst reagieren, in Panik geraten, versuchen zu fliehen und sich dabei verletzen. Anders als ein Gewitter, das sich durch bestimmte Vorzeichen ankündigt, trifft ein Feuerwerk die Tiere völlig unvermittelt.

Eine zusätzliche Belastung für die Natur

Feuerwerke erzeugen nicht nur Lärm und Licht. Sie setzen zudem besonders umweltschädliche chemische Stoffe in die Atmosphäre frei und hinterlassen Rückstände, die die Natur erheblich belasten. Eine zusätzliche Verschmutzung, die angesichts all unserer anderen Umweltsünden nicht hinnehmbar ist!

Feuerwerkskörper bestehen zu 25 Prozent aus pyrotechnischen Bestandteilen. Der Rest entfällt auf Verpackungsmaterial aus Holz, Pappe, Kunststoff oder Ton. Neben Schwarzpulver enthalten sie auch Metallverbindungen, die für die Farbeffekte sorgen. In der Schweiz verursachen Feuerwerke jährlich zwischen 200 und 400 Tonnen Feinstaub, insbesondere am 1. August – das entspricht zwei bis drei Prozent der jährlichen Feinstaubemissionen des Landes.

Die Partikel und Rückstände gelangen anschliessend in die Böden und Gewässer. Kunststoffteile und andere Abfälle landen auf Feldern, in Wäldern, Seen und Wasserläufen, wo sie teilweise dauerhaft zurückbleiben. Nicht zuletzt erhöhen Feuerwerke die Brandgefahr, insbesondere in den trockenen Sommermonaten.

Auswirkungen auf den Menschen

Jedes Jahr kommt es durch Feuerwerke zu Verbrennungen, Verletzungen an Händen und Augen sowie Hörschäden. Die erhöhte Feinstaubbelastung kann darüber hinaus Atemwegsbeschwerden verschlimmern.



Das Feuerwerk dauert nur wenige Minuten. Was davon zurückbleibt, belastet die Natur jedoch noch lange.

Vor allem für Säuglinge, Kleinkinder, geräuschempfindliche Menschen und Personen, die einen Krieg oder ein anderes traumatisches Erlebnis durchgemacht haben, stellen die Detonationen eine erhebliche Belastung dar. Was den einen einige wenige Minuten des Vergnügens beschert, kann andere stundenlang in Angst und Panik versetzen.

Anders feiern

Auf die Knallerei zu verzichten, bedeutet nicht, auf das Fest zu verzichten. Mit Lichtshows, Drohnenchoreografien oder geräuscharmen Feuerwerken lassen sich das Staunen und die Faszination bewahren – und gleichzeitig die Belastungen beträchtlich reduzieren.

Die eidgenössische Volksinitiative «Für eine Einschränkung von Feuerwerk», über die am 29. November 2026 abgestimmt wird, fordert grundsätzlich ein Verbot des Verkaufs und der Verwendung von lärmerzeugenden Feuerwerkskörpern. Feuerwerke, die ausschliesslich Lichteffekte erzeugen, sollen weiterhin erlaubt sein, ebenso wie grosse überregionale Spektakel, für die eine Ausnahmebewilligung vorliegt.

Es geht also nicht darum, Lichtshows oder Feierlichkeiten zu verbieten, sondern darum, auf unnötigen Lärm zu verzichten, der die Umwelt belastet und Angst und Leid bei all denen – Menschen wie Tieren – verursacht, die einem Feuerwerk weder zustimmen noch ihm entkommen können. Ein wirklich gelungenes Fest darf anderen nicht schaden!

Eidgenössische Initiative: Stimmen Sie bei der Volksinitiative «Für eine Einschränkung von Feuerwerk» am 29. November 2026 mit JA!

TIERSCHUTZ

Eine Arena, in der Frieden wachsen kann

In Tesalia, einer Kleinstadt im Departement Huila im Südwesten Kolumbiens, die einst ein Zentrum des Stierkampfs der Region war, hat die Fondation Franz Weber eine Stierkampfarena in ein Beachvolleyballfeld umgewandelt. Am 10. und 11. Oktober 2026 wurde es eingeweiht. Damit wird ein Versprechen Wirklichkeit, das mit dem Stierkampfverbot in Kolumbien einherging: den Arenen eine neue Zukunft zu geben.

Aus der Luft betrachtet hat die Arena von Tesalia ihre ursprüngliche Form bewahrt. Verändert hat sich jedoch das, was in ihrem Inneren geschieht.



In der dritten Folge von «Future for Wildlife», dem Podcast der FFW, erzähltNatalia Parra, eine der wichtigsten Stimmen gegen den Stierkampf in Kolumbien, vom langen Kampf bis zu dessen Verbot. Schauplatz des Gesprächs ist die ehemalige Stierkampfarena von Tesalia, die dank der Fondation Franz Weber zu einem Beachvolleyballfeld umgestaltet wurde.

QR-Code scannen und die Folge anhören:



LEONARDO ANSELMI
Direktor in Südeuropa und Lateinamerika

«Danke, dass Sie unseren Kindern einen Ort geben, an dem sie zusammenkommen, spielen und aufwachsen können.» Als ich diese Worte hörte, spürte ich, wie die überwältigende Freude von 2024 auf neue Weise weiterlebte. Sie war greifbar geworden.

Seit mehr als zwanzig Jahren engagiere ich mich für den Tierschutz. Selten habe ich mich so gefreut wie am 28. Mai 2024, als Kolumbien das Gesetz zum Verbot der Stierkämpfe verabschiedete. Ein Land hatte diese Entscheidung für sein gesamtes Staatsgebiet getroffen. Für unser ganzes Team der Fondation Franz Weber war das ein gewaltiger Erfolg. Für mich persönlich lag darin auch die Erfüllung all der Jahre, all der Kraft und all der Gefühle, die ich diesem Land gewidmet hatte. Es gibt Anliegen, für die man einen Teil seines Lebens gibt. Unser Einsatz in Kolumbien gehört dazu.

Dass Gewalt in diesem Land als etwas Alltägliches hingenommen wird, hat mich immer beunruhigt. Gerade in einem Land, dessen Bevölkerung so sehr unter bewaffneten Konflikten, dem Tod vieler Menschen und der Angst gelitten hat, sollte das Leiden von Tieren nicht auch noch als Unterhaltung gefeiert werden. Deshalb hatte uns das Verbot umso mehr Hoffnung gegeben. Wir hatten eine Tür geöffnet. Nun mussten wir helfen, hindurchzugehen.

Vom Verbot zum Wandel

Das Gesetz sah berufliche Alternativen, einen Wandel der kulturellen Praktiken und eine neue Nutzung der Arenen vor. Um dieses Versprechen einzulösen, brauchte es Geld, tragfähige Ideen und Orte, an denen man beginnen konnte. So entstand das Kulturprojekt Otro Toro. Zunächst ein Dokumentarfilm, später ein kleines Buch; heute unterstützt das Projekt auch Initiativen zur beruflichen Neuorientierung.

Die Fondation beschloss zudem, den Umbau einer Arena zu finanzieren. Doch welche der rund hundertfünfzig Arenen in Kolumbien sollte es sein? Bogotá, Medellín oder Cali hätten bessere Chancen, Geld aufzutreiben und für ihre Arenen eine neue Nutzung zu finden. In kleinen Gemeinden mit bescheidenen Budgets wäre es weit schwieriger, das Versprechen einzulösen.

Warum die Wahl auf Tesalia fiel

Nachdem wir zahlreiche Projekte geprüft hatten, entschieden wir uns für Tesalia, das einstige Zentrum des Stierkampfs in Huila. Sogar das Logo der Gemeinde zeigt eine Arena und einen Stierkopf. Der Stierkampf prägte also selbst das Bild, mit dem sich die Stadt nach aussen darstellte. Mit dem Umbau ihrer Arena konnte sie beginnen, diesem Teil ihrer Identität eine neue Bedeutung zu geben.

Doch ein weiterer, noch tiefergehender Grund gab den Ausschlag. Tesalia liegt in einer Region, die seit Langem von Gewalt geprägt ist. Im Oktober 2024



Die ehemalige Stierkampfarena wurde in «Plaza de Todos y Todas» umbenannt – ein Platz, der allen gehört und künftig Sport, Kultur und Begegnung Raum bietet.



und erneut im Dezember 2025 hatten Angriffe bewaffneter Gruppen und Zusammenstösse mit der Polizei die Stadt erschüttert: Anschläge, Explosionen, Schiessereien. Hier einen Ort für Begegnung und Sport zu schaffen, bedeutete deshalb weit mehr, als der Tierquälerei ein Ende zu setzen.

Vom Stierkampf zu einem Ort des Friedens

Am 10. und 11. Oktober weihten wir die ehemalige Arena ein, die nun ein Beachvolleyballfeld beherbergt. Das ganze Wochenende über folgten Dutzende Spiele aufeinander. Es gab Tanz, Musik und Auftritte von Schulkapellen. Die Bevölkerung machte mit; einige waren gekommen, um Früchte und Kaffee zu verkaufen. Familien füllten die Tribünen, und die ganze Arena wurde zum Schauplatz eines Festes, dessen Erinnerung mich noch heute berührt.

Am meisten bewegte mich der Dank der Eltern. Sie erzählten uns von ihrer Angst vor Drogen und davor, dass bewaffnete Gruppen ihre Kinder rekrutieren könnten. Sie sprachen auch über ihre Töchter, die ohne Zukunftsperspektiven Gefahr laufen, in die Hände von Menschen zu geraten, die sie sexuell ausbeuten. Für diese Eltern ist das Spielfeld ein Ort, an dem ihre Kinder zusammenkommen, Schutz finden und ihre Zeit mit etwas verbringen können, das ihnen guttut.

Wir hatten den Umbau einer Arena finanziert. Die Eltern zeigten uns, was das tatsächlich bedeutete. Da begriff ich, dass unser Versprechen nach all den Jahren Wirklichkeit zu werden begann: Wenn wir der Grausamkeit gegenüber Tieren ein Ende setzen, machen wir auch unsere Gesellschaft besser. Wir hatten ihnen etwas gegeben. Was sie uns zurückgaben, war unendlich viel mehr.

In diesen zwei Tagen sah ich kein einziges Kind sein Handy hervorholen. Kein Streit, keine Schlägereien, niemand rauchte oder trank Alkohol. Ich sah Spiele, hörte Musik, sah Nachbarn, die sich über das Zusammensein freuten, und dankbare Familien. Das Bild der Kinder und Jugendlichen, die nach dem Spielen erschöpft nach Hause gingen, ist mir geblieben. Sie hatten sich bewegt, schöne Stunden miteinander verbracht und Freude an der Gemeinschaft erlebt. Dort, wo früher Stiere getötet worden waren, verausgabte man sich nun beim Sport.

Tierschutz als gesellschaftliche Verantwortung

Diese Erfahrung hat mir etwas bestätigt, das wir manchmal vergessen, wenn wir über kulturellen Wandel sprechen. Wir müssen erklären, weshalb bestimmte Praktiken verschwinden sollen, und Alternativen aufzeigen. Aber wir müssen auch Orte schaffen, an denen andere Formen des Zusammenlebens gedeihen können. Ein Kind braucht einen Platz zum Spielen. Eine Gemeinschaft braucht Orte, an denen sie zusammenkommen kann. Und damit Menschen einem Versprechen vertrauen können, müssen sie sehen, dass es eingelöst wird.

Wo einst Gewalt gegen Tiere bejubelt und Kinderrechte missachtet wurden, brachte nun der Sport die Familien zusammen. Das macht weder das Leiden der Stiere ungeschehen noch den harten Alltag in Tesalia. Aber etwas wurde gesät, das wachsen kann. Mit dieser ersten umgenutzten Stierkampfarena Kolumbiens leisten wir unseren Beitrag. Wir wollten diesen Wandel ermöglichen, damit er ein Beispiel setzt und andere daran anknüpfen: Unternehmen, Philanthropen und Stiftungen, die ihrerseits einer weiteren Kleinstadt helfen könnten, ihre Arena umzugestalten. Noch viele andere Gemeinden sollen die Wirkung des Gesetzes ganz konkret erfahren können – an Orten, die ihnen neue Perspektiven eröffnen. In Tesalia wurde dafür eine erste Saat gelegt. Eine Saat des Friedens.



Für den Stier das Ende der Stierkämpfe. Für Tesalia der Beginn einer neuen Geschichte.



Ganze Familien kamen mit ihren Tieren das ganze Wochenende über zum Eröffnungsfest.



Publikationen der Fondation Franz Weber

Wissen, das bewegt – Verantwortung für die Zukunft unseres Planeten

Rebell für die Natur
Franz Weber, 2005

Friede mit der Schöpfung
Franz Weber, 2009

Das Giessbach-Wunder
Herausgeberin: Vera Weber, 2023
CHF 30.–

Jetzt für chf 10.- bestellen und Gutes tun!



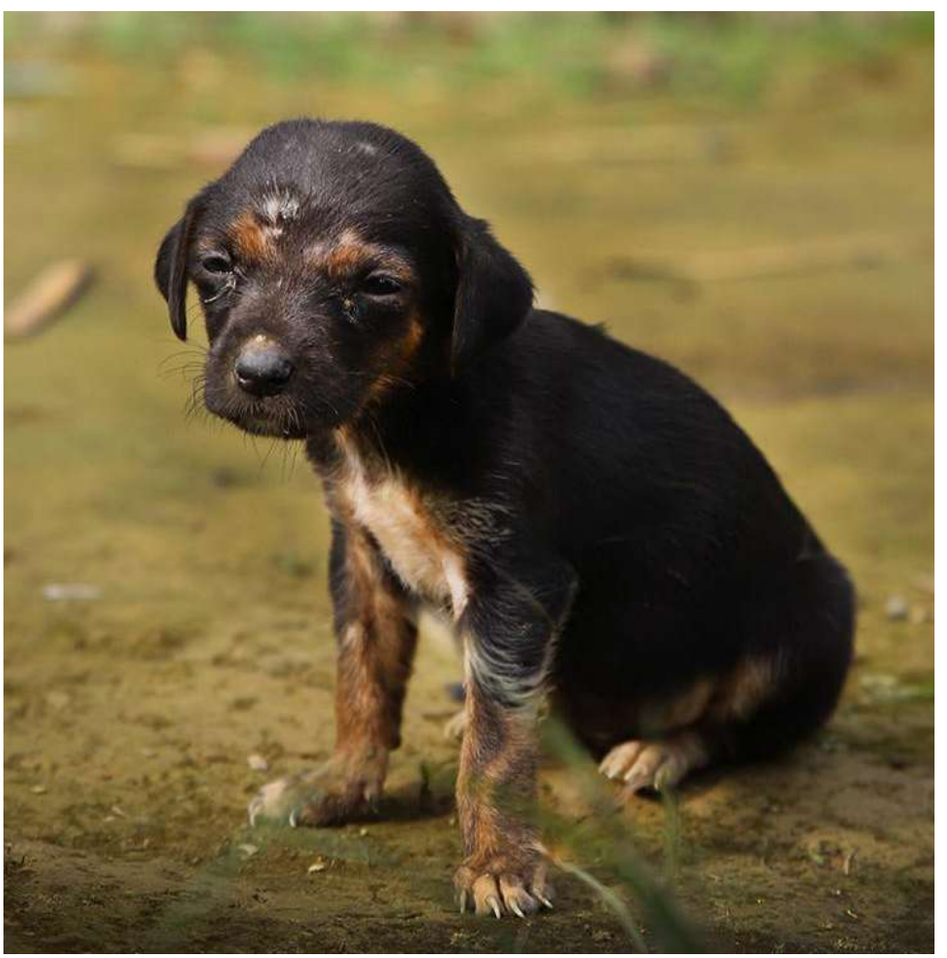
Kochbüchlein
Einfach bewusst – ein Genuss
Vera Weber und Lukas Stalder

Traumgeschichten
Franz Weber, 2009

Bestellbar per E-Mail: ffw@ffw.ch oder telefonisch 021 964 24 24
Fondation Franz Weber, Postfach, CH-3000 Bern 13, Schweiz

Die Rote Taube: Leben retten will gelernt sein

Eine Katastrophe trifft geliebte Menschen, Familien, ganze Gemeinschaften. Innerhalb weniger Sekunden werden Leben auf den Kopf gestellt, Menschen in den Tod gerissen, Häuser zerstört und ganze Quartiere bis zur Unkenntlichkeit verwüstet. Unter den Überlebenden suchen manche nach Angehörigen. Andere bangen auch um ihren Hund oder ihre Katze, die unter den Trümmern eingeschlossen sind. In dieser tiefen Not zeigt sich, wie viel uns die Verbundenheit mit unseren Tieren bedeutet.



Für Menschen, die alles verloren haben, bedeutet das Wiedersehen mit ihrem Tier, ein Stück Zuhause zurückzugewinnen.

LEONARDO ANSELMI
Direktor in Südeuropa und Lateinamerika

Im Juni und August 2026 erschütterten schwere Erdbeben Venezuela und Kolumbien. Unter dem Zeichen der Roten Taube mobilisierte die Fondation Franz Weber Rettungskräfte und Tierärzte, um den Tieren zu helfen. Die verheerenden Ereignisse und die anschliessenden Rettungseinsätze haben einmal mehr gezeigt: Die Grundlagen für wirksame Hilfe müssen lange vor der Katastrophe gelegt werden – durch gezielte Ausbildung.

In Pereira, im Westen Kolumbiens, hatte eine Familie mehrere Angehörige verloren. Auch ihr Kater Azul wurde vermisst. Er war unter den Trümmern eines Gebäudes verschüttet. Mehrere Nächte lang hatte seine Familie um die Verstorbenen getrauert und zugleich gehofft, den Kater doch noch lebend wiederzufinden.

Dann, eines Abends, überbrachten die Rettungskräfte die gute Nachricht. Die Familie eilte zu Azul, der unversehrt aus den Trümmern geborgen wurde. Zu den Tränen der Trauer kamen Tränen der Freude. Für den kolumbianischen Tierarzt Edyr Rodríguez, der an dieser ersten Rettung in Pereira beteiligt war, bleibt dieses Wiedersehen unvergesslich. Mitten in den Trümmern hatte die Familie ein geliebtes Wesen wiedergefunden. Doch dafür hatten sich die Helfer in einen besonders gefährlichen Bereich vorwagen müssen. Dieser Einsatz zeigt einmal mehr: Der Wille, ein Leben zu retten, reicht nicht aus. Man muss auch wissen, wie.

Helfen, ohne andere zu gefährden

Rettungseinsätze lassen sich nicht improvisieren. Wer in einem eingestürzten Gebäude arbeitet, muss Risiken einschätzen können, die nötigen Handgriffe beherrschen und sich mit den Teams vor Ort abstimmen. Wer unvorbereitet eingreift, kann sich verletzen, selbst auf Hilfe angewiesen sein und zugleich andere gefährden.
Hinzu kommen die schwierigen Bedingungen in einer verwüsteten Stadt. Fahrzeuge fehlen, Strassen sind teilweise zerstört, Unterkünfte knapp. Die öffentlichen Dienste sind überlastet, und ihre Mitarbeiter müssen oft auch zuerst ihren eigenen Familien helfen. Jedes Team beansprucht Mittel, auf die auch andere angewiesen sind.



Über einen Monat lang besuchte ein Team aus sechs Tierärzten mit einer mobilen Tierklinik acht abgelegene Gemeinden in der Region Chocó.



Deshalb müssen die Einsätze sorgfältig organisiert sowie zeitlich und logistisch aufeinander abgestimmt werden. Hat ein Team seinen Auftrag erfüllt, muss es die Verantwortung an das nachfolgende Team übergeben. Auch diese Disziplin will gelernt sein, ebenso wie die Rettungstechniken selbst.

Nach der Bergung kommt die Versorgung

In Kolumbien waren die ersten Helfer weniger als 72 Stunden nach dem Erdbeben vom 10. August im Einsatz. In Cali und Pereira wurden mindestens 22 Tiere lebend aus den Trümmern geborgen, unter anderem von brasilianischen Rettungskräften und kolumbianischen Tierärzten.

Im Chocó, einer besonders armen Region im Westen des Landes, waren andere Aufgaben zu bewältigen. Es galt, abgelegene Gemeinden zu erreichen, den Gesundheitszustand der Tiere zu beurteilen, sie zu behandeln und weiteres Leid zu verhindern. Vom 16. August bis zum 25. September arbeiteten sechs Tierärzte in einer mobilen Behandlungsstation. Ihr Einsatz kam acht Gemeinden zugute: Mehr als 3’000 Untersuchungen und Behandlungen wurden durchgeführt, mindestens 1’300 Tiere kastriert und acht Tonnen Futter verteilt.

In Venezuela wurden nach dem Erdbeben vom 24. Juni in Caraballeda und Playa Grande fast 3’000 Tiere versorgt. Die Teams führten über 5’000 Untersuchungen und Behandlungen sowie knapp 400 Kastrationen durch und verteilten mehr als 20 Tonnen Futter.

Diese Einsätze zeigen, wie vielfältig die Bedürfnisse sind. Nach der Rettung muss die Versorgung fortgesetzt

werden. Jede Phase erfordert besondere Fachkenntnisse und eine Koordination, die dafür sorgt, dass die Hilfe ohne Unterbruch weitergeht.

Heute ausbilden, um morgen zu schützen

Aus diesem Verständnis heraus hat die Rote Taube eine Ausbildungsreihe für Behörden, die Feuerwehr, Tierärzte und weitere Rettungskräfte ins Leben gerufen.

Vier Workshops haben bereits stattgefunden. Im Mittelpunkt standen der Schutz von Nutztieren bei Katastrophen, die Verringerung von Risiken, die Zusammenarbeit zwischen Institutionen und der Umgang mit Spenden. Wie lässt sich die Versorgung der Tiere im Voraus planen? Wer übernimmt welche Aufgaben? Wie kommt Hilfe dorthin, wo sie tatsächlich gebraucht wird? Diese Fragen müssen vor dem Ernstfall beantwortet sein.

Bis Ende 2026 sollen insgesamt zehn Workshops durchgeführt und der Lehrgang abgeschlossen werden. Über die Schule der Fondation Franz Weber soll zudem die Ausbildung von Behörden in der Katastrophenvorsorge verstärkt werden.

Am 20. Oktober brachten die Rote Taube und die Stadtverwaltung der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá Vertreter von Behörden auf nationaler, regionaler und kommunaler Ebene sowie von Polizei, Armee, Feuerwehr und Universitäten zusammen. Ziel des Treffens war es, Ausbildung, Prävention und die Organisation der Rettungseinsätze gemeinsam anzugehen. Dieses Modell soll nun auch anderen Ländern vorgeschlagen werden. Ziel ist ein lateinamerikanisches Bündnis. Für die Tiere geht es dabei ums Überleben: Ihre Rettung darf nicht länger von improvisierter Hilfe abhängen. Sie müssen in der Notfallplanung ihren festen Platz haben. So lässt sich besser für künftige Katastrophen vorsorgen: Beim nächsten Erdbeben sollen die Teams bereits genau wissen, wen sie kontaktieren müssen, wo sie gebraucht werden und wie sie vorgehen sollen. Damit noch viele weitere Tiere wie Azul zu ihren Familien zurückfinden.



Auf Einladung der FFW und der Stadtverwaltung von Bogotá kamen Vertreter von Feuerwehr, Polizei, Armee, Tierärzteverbänden und Universitäten sowie Vertreter weiterer Städte und Regionen aus ganz Kolumbien zusammen.

DIE ROTE TAUBE
FFW.ch

Die Rote Taube: ein «Rotes Kreuz für Tiere»

Franz und Judith Weber träumten von einem «Roten Kreuz für Tiere». Unter dem Zeichen der Roten Taube hilft die Fondation Franz Weber Tieren in Katastrophengebieten. Zugleich bereitet sie mit Ausbildung und gezielter Notfallvorsorge künftige Einsätze vor.

Die Rote Taube kann jedoch nicht überall eingreifen. Sie bündelt ihre Kräfte dort, wo die Fondation die Verhältnisse vor Ort genau kennt und über die nötigen Mittel, Teams und lokalen Partner verfügt, um wirksam – und auch über den ersten Einsatz hinaus – zu helfen. Das ist in Lateinamerika der Fall, wo wir seit vielen Jahren tätig sind: Wir sprechen die Sprache, kennen die örtlichen Gegebenheiten und können uns auf Menschen verlassen, denen wir vertrauen. Diese Verankerung ist entscheidend, damit wir uns mit voller Kraft engagieren und unsere Einsätze zu Ende führen können.

Ihr Testament für Tier und Natur

LASSEN SIE IHREN LETZTEN WILLEN FÜR EINE LEBENSWERTE WELT WIRKEN!

Die Fondation Franz Weber (FFW) setzt sich in der Schweiz und auf der ganzen Welt wirkungsvoll für den Schutz der Tierwelt und Natur ein. Wir sehen es als unsere Pflicht, sie immer wieder aufs Neue zu verteidigen und den Stimmlosen eine Stimme zu verleihen.
Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus den Tieren und der Natur zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen, an die FFW zu denken.

Kontaktieren Sie uns telefonisch für eine vertrauliche und unverbindliche Beratung. Unsere Spezialistin, Lisbeth Jacquemard, unterstützt Sie gerne und freut sich auf Ihre Anfrage.

Fondation Franz Weber
Postfach, 3000 Bern 13
T +41 (0)21 964 24 24

ERBSCHAFTSRATGEBER

Bestellen
Sie kostenlos unseren
speziell für Sie erstellten
Erbschaftsratgeber.

ffw@ffw.ch oder
T +41 (0)21 964 24 24



FONDATION
FRANZ
WEBER

Die Ohren von Elefanten und Orcas



Elefanten und Orcas legen weite Strecken zurück, leben in komplexen Gemeinschaften und pflegen enge Familienbande. Die hochintelligenten Tiere verständigen sich über Laute, erkennen daran ihre Angehörigen und orientieren sich damit in ihrer Umgebung. Wer sie in enge, künstliche und lärmige Anlagen sperrt, beraubt sie nicht nur ihrer Freiheit. Er tut ihnen auch Gewalt an – durch die ständige Überlastung ihrer Sinne.



In der Savanne und im Ozean hat jeder Laut eine Bedeutung. Im Zoo oder Delfinarium bleibt nur Lärm.



DR. MONICA V. BIONDO
Biobiologin,
Leiterin Forschung und Naturschutz



DR. KEITH LINDSAY
Biologe und Elefantenexperte

Die Ohren der Elefanten

Elefanten sind die grössten Landsäugetiere der Erde und reine Pflanzenfresser. Besonders markant sind ihre grossen, beweglichen Ohren. Doch nur wenige Menschen wissen, wie essenziell ihr Gehörsinn für sie ist. Elefanten erzeugen Dutzende verschiedenartiger Laute – von Grollen und Brüllen bis hin zu Schreien und Trompeten. Einige davon liegen im Infraschallbereich: Sie sind so tief, dass das menschliche Ohr sie nicht wahrnimmt, können sich jedoch kilometerweit ausbreiten. Mit diesen Rufen können Elefanten den Kontakt mit weit entfernten Mitgliedern ihrer Familie halten, ihre Wanderungen koordinieren, Gefahren wahrnehmen und andere Elefanten vor ihnen warnen oder einen Partner finden.

Elefanten nehmen ihre Umgebung jedoch nicht allein mit ihren Ohren wahr. Die von ihren Artgenossen erzeugten Schwingungen breiten sich auch über den Boden aus und werden von ihren Füssen registriert, bevor sie ans Innenohr weitergeleitet werden. Wenn ein Elefant innehält, seine Füsse fest auf den Boden setzt und seine Ohren aufstellt, kann er seiner gesamten Umgebung «zuhören» und selbst feinste Schwingungen wahrnehmen. Seine akustische Welt bildet somit ein Kommunikationsnetz, das für sein Sozialleben, seine Orientierung und sein Überleben unerlässlich ist.

Schwertwale: mit Schall durch den Ozean

Schwertwale (Orcas) stehen an der Spitze der Nahrungskette der Ozeane. Da die Sicht unter Wasser oft eingeschränkt ist, ist das Gehör ihr wichtigster Sinn. Um ihre Umgebung wahrzunehmen und vor allem um mögliche Beutetiere aufzuspüren, nutzen sie neben ihrem Sehsinn die Echoortung. Dabei stossen sie eine Reihe von Klicklauten aus, die im Nasenbereich entstehen und von der sogenannten «Melone», einem aus Fettgewebe bestehenden Organ an der Stirn, gebündelt und gelenkt werden. Diese Geräusche werden von Hindernissen, Unterwasserlandschaften oder anderen Tieren zurückgeworfen. Bei Schwertwalen werden diese Echos insbesondere über spezielle Fettgewebe im Bereich des Unterkiefers an das Gehörsystem weitergeleitet.

So kann ein Schwertwal ein Beutetier orten und selbst in völliger Dunkelheit dessen Entfernung, Richtung und bestimmte Merkmale einschätzen. Zur Kommunikation mit ihren Artgenossen nutzen Orcas ausserdem Pfiffe und gepulste Rufe. Viele Populationen verfügen über charakteristische Lautrepertoires. Bei einigen besonders gut erforschten Populationen variieren diese «Dialekte» von Familiengruppe zu Familiengruppe und hängen stark von den mütterlichen Abstammungslinien ab. Diese Lautmuster werden innerhalb der sozialen Gruppe erlernt und von Generation zu Generation weitergegeben. Für einen Orca ist Schall also nicht nur ein Mittel zur Wahrnehmung seiner Umwelt, sondern auch entscheidend für die Jagd, die Kommunikation und das soziale Zusammenleben.

Nichtmenschliche Kulturen

Die Intelligenz von Elefanten und Schwertwalen beschränkt sich nicht auf das einzelne Individuum. Beide Tierarten lernen innerhalb ihrer jeweiligen Gemeinschaften Wissen, Verhaltensweisen und Formen der Kommunikation, die sie an die nächste Generation weitergeben. Bei den Elefanten bewahren die alten und erfahrenen Tiere – insbesondere die Matriarchinnen – die Erinnerung an Wasserstellen, Wanderrouten und Gefahren, während die Jungtiere nach und nach die komplexen Regeln des Soziallebens erlernen. Bei den Orcas verfügen viele Populationen und soziale Verbände über ihre eigenen Dialekte, Jagdtechniken, Nahrungsvorlieben und sozialen Traditionen. Verhaltensweisen, die durch soziales Lernen erworben und innerhalb einer Gruppe weitergegeben werden – genau das ist die in der Verhaltensbiologie geltende Definition von Kultur.

Becken sind für Schwertwale akustische Gefängnisse

Im Meer kann ein Orca tiefer tauchen oder zur Oberfläche aufsteigen und so störenden Geräuschen ausweichen. In einem Delfinarium können sich Pumpen und Filtersysteme, Musik, technische Anlagen und der Lärm der Besucher auf die akustische Umgebung unter Wasser auswirken. Hinzu kommen die starren Beckenwände, die den Schall vielfach zurückwerfen, wodurch ein anhaltender Nachhall entsteht. Die gefangen gehaltenen Orcas können dem Lärm weder entkommen noch sich einen stillen Ort suchen.

Für einen Orca ist Lärm weit mehr als eine auditive Belästigung; er beeinträchtigt ihren wichtigsten Sinn und damit ihre Wahrnehmung der Umwelt. Aus menschlicher Sicht liesse sich eine solche Umgebung mit dem Leben in einem winzigen, grell erleuchteten Raum voller Spiegel vergleichen, in dem ständig ein Summton zu hören ist. Die Signale hallen in alle Richtungen wider, jeder Eindruck von Weite geht verloren und ein Rückzug in die Stille ist unmöglich.



Für ein Tier, das sich mithilfe von Schall orientiert, verursachen die ständig von den Beckenwänden zurückgeworfenen Laute enormen Stress.

Elefanten im Getöse der Städte

In Zoos sind Elefanten einer Geräuschkulisse ausgesetzt, die sie sich nicht ausgesucht haben: Stimmen der Besucher sowie der Lärm durch technische Anlagen, Bau- und Wartungsarbeiten und den umliegenden Verkehr. Dabei nehmen sie nicht alle Geräusche so wahr wie wir. Einige von Menschen erzeugten Geräusche und Schwingungen enthalten sehr tiefe Frequenzen und können sich sowohl über die Luft als auch den Boden ausbreiten – genau in dem Frequenzbereich, auf den Elefanten besonders sensibel reagieren.

In Basel zum Beispiel liegt der Zoo mitten in der Stadt – in der Nähe von Bahngleisen, Strassen und Tramlinien. In ihrem am Rand des Zoos gelegenen Gehege sind die Elefanten diesen Einflüssen unmittelbar ausgesetzt. Sie sind hier potenziell mit einer nahezu permanenten Überlagerung von Schwingungen konfrontiert, die durch Züge, Trams, Strassenverkehr, technische Anlagen und Besucher verursacht werden.

Für uns lässt sich das in etwa mit dem belastenden Leben über einer Bahnstrecke oder neben einer Dauerbaustelle vergleichen. Für einen Elefanten sind Schall und Vibrationen jedoch entscheidend für die Wahrnehmung seiner Umwelt und die Kommunikation. Der Lärm der Stadt und des Zoobetriebs können daher die Signale seiner Artgenossen übertönen und seinen Stresspegel erhöhen. Gleichzeitig fehlt ihm die Möglichkeit, sich dieser dauerhaften Beschallung zu entziehen, um wieder zur Ruhe zu kommen.



Mitten in der Stadt sind die Elefanten des Basler Zoos dem ständigen Lärm von Zügen, Trams und Strassenverkehr ausgesetzt.

Rundschwanzseekühe im Zoo Basel? – Ein Rückschritt

Rundschwanzseekühe (Manatis) sind enge Verwandte der Elefanten, leben aber als Säugetiere ausschliesslich im Wasser. Sie bilden damit eine direkte Verbindung zwischen Elefanten und Orcas.



2012 beschloss die Schweiz, die Einfuhr von Delfinen und anderen Walarten zu verbieten. Seit 2013 darf kein Wal mehr importiert werden. Doch nun plant der Zoo Basel im Rahmen seines Ausbauprojekts «Zolli 2049», andere grosse Wassersäugetiere zu halten: Rundschwanzseekühe.

Rechtlich fallen Rundschwanzseekühe nicht unter das Importverbot für Wale. Aus biologischer Sicht stellt sich jedoch dieselbe Grundsatzfrage: Kann ein Zoobecken jemals den Bedürfnissen von Rundschwanzseekühen gerecht werden – Tieren, die in freier Wildbahn ausgedehnte Gewässer durchstreifen? Für die Fondation Franz Weber ist die Antwort eindeutig: Nein. Eine solche Haltungsform ist heute nicht mehr zu rechtfertigen!

Für ein Ende der Gefangenschaft von Orcas und Elefanten

Für Elefanten und Orcas, ebenso wie für zahlreiche andere Arten, deren Sinneswahrnehmung sich von der unseren unterscheidet oder in bestimmten Bereichen feiner ist, bedeutet die Gefangenschaft in Zoos eine nicht enden wollende Leidenszeit. Kein Becken kann die unermessliche Weite des Ozeans, seine verschiedenen Tiefen und seine komplexe akustische Welt nachbilden. Kein Gehege kann Elefanten den Raum, die familiären Bindungen und die Bewegungsfreiheit bieten, auf die sie angewiesen sind.

Mit ihren Kampagnen «ELE» und «In Situ» setzt sich die Fondation Franz Weber für einen grundlegenden Wandel in der Zooindustrie und ein weitreichendes Umdenken ein. Statt exotische Tiere zur Unterhaltung des Publikums auszustellen und sie ohne jede Aussicht auf Auswilderung zu züchten, müssen Zoos zu Einrichtungen werden, die sich in erster Linie der Pflege und Rettung heimischer Tierarten, der wirksamen Aufklärung der Öffentlichkeit und dem Schutz von Wildtieren in ihren natürlichen Lebensräumen widmen.

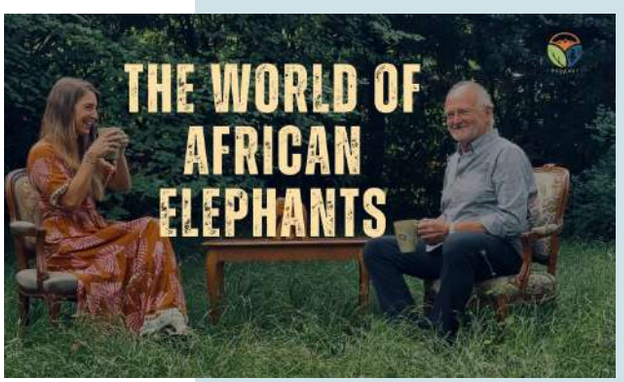
Wenn Tierkultur zum Gegenstand internationaler Politik wird

Die nichtmenschliche Kultur findet inzwischen auch auf internationaler Ebene Beachtung. Im Übereinkommen zur Erhaltung der wandernden wild lebenden Tierarten (Convention on Migratory Species, CMS) ist Tierkultur als die Gesamtheit von Informationen oder Verhaltensweisen definiert, die innerhalb einer Gruppe geteilt und durch soziales Lernen erworben werden. Die Vertragsstaaten werden aufgefordert, solche Prozesse in ihren Naturschutzmassnahmen zu berücksichtigen, insbesondere dann, wenn kulturell unterschiedliche Gruppen besonderen Bedrohungen ausgesetzt sind.

Auf der letzten Vertragsstaatenkonferenz des CMS, die im März 2026 in Campo Grande, Brasilien, stattfand und an der die Fondation Franz Weber teilnahm, wurde diese Auffassung weiter gestärkt. Für einen wirksamen Artenschutz ist demnach nicht allein die Anzahl der überlebenden Individuen ausschlaggebend. Auch soziale Strukturen und die Fähigkeit einer Population, erworbenes Wissen weiterzugeben, können für ihre langfristige Erhaltung von entscheidender Bedeutung sein.

Diese Anerkennung tierischer Kultur verändert auch den Blick auf die Folgen der Haltung in Gefangenschaft. Wird ein Elefantenkalb von seiner Familie getrennt oder ein Orca in eine fremde Gruppe transferiert, werden dabei nicht nur emotionale Beziehungen zerstört. Auch die Weitergabe von Wissen, Dialekten und über Generationen gewachsenen Traditionen kann unterbrochen werden. Mit jeder Familie, die auseinandergerissen wird, geht ein unwiederbringlicher Teil des kulturellen Erbes nichtmenschlicher Tiere verloren.

Wenn Sie mehr über Elefanten erfahren möchten



In der ersten Folge von Future for Wildlife, dem Podcast der Fondation Franz Weber, spricht Dr. Keith Lindsay, Spezialist für Afrikanische Elefanten, über die Biologie wildlebender Elefanten, die verheerenden Auswirkungen ihrer Haltung in Gefangenschaft und das neue Leben, das einige von ihnen in Schutzgebieten führen.

Hier geht es zum Gespräch mit Dr. Lindsay:

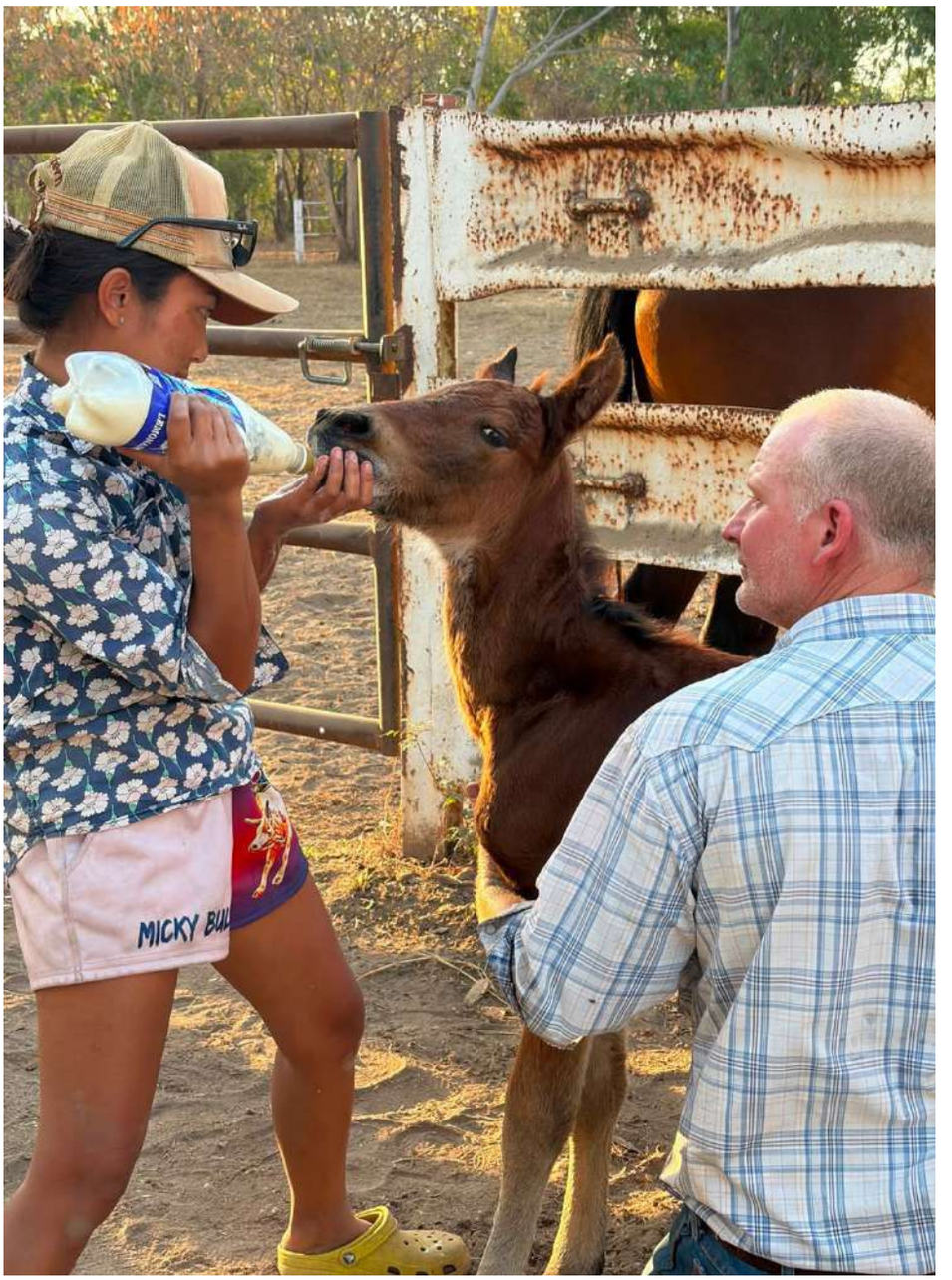


Von tiefer Trauer zu neuer Freude auf Bonrook

Die vergangenen Wochen auf Bonrook brachten Momente grosser Erleichterung, aber auch tiefe Trauer und neues Leben – und die berührende Erinnerung daran, wie nah Abschied und Neubeginn manchmal beieinanderliegen.



VIKTORIA KIRCHHOFF
FFW-Vertreterin in Australien &
Projektleiterin für
Pferde-Gnadenhöfe in Australien und
Argentinien



Tim Hamilton, der während Sams Abwesenheit die Stationspferde auf Bonrook betreute, und seine Frau Irma versuchen, das geschwächte Fohlen River mit der Flasche zu füttern. Fotos: Marian Anderson

Zunächst die gute Nachricht: Unser langjähriger Stationsleiter Sam ist nach seinem langen Spitalaufenthalt endlich wieder zurück auf Bonrook. Sein Zustand ist stabil, auch wenn er noch Zeit braucht, um sich vollständig zu erholen. Umso schöner ist es zu sehen, wie positiv er nach vorne blickt und wie froh er ist, wieder zu Hause auf Bonrook und bei den Pferden zu sein.

Doch in die Freude über Sams Rückkehr mischte sich auch grosse Trauer. Erinnern Sie sich an Fina, die Stute, die wir im November 2025 gemeinsam mit Sheelah aus einer Aboriginal Community gerettet hatten? Anfang dieses Jahres bemerkten wir, dass Fina ein Fohlen erwartete. Bei einer Tragzeit von rund elf Monaten war klar: Sie musste bereits trächtig gewesen sein, als sie zu uns kam. Am 6. August 2026 brachte sie ein kleines Hengstfohlen zur Welt, das ich River nannte.

Auf Bonrook züchten wir keine Pferde und möchten eigentlich auch keinen Nachwuchs. Retten wir jedoch eine bereits trächtige Stute, gehört selbstverständlich auch ihr Fohlen zu unserer Verantwortung.

Grosse Sorge um das kleine Fohlen

River bereitete uns von Anfang an grosse Sorgen. Er war schwach und wirkte kraftlos. Fina stiess ihn beim Versuch zu trinken immer wieder weg und schien kaum Milch zu haben.

Tim Hamilton, der über langjährige Erfahrung mit Pferden verfügt und den ich während Sams Abwesenheit mit der Betreuung unserer Stationspferde beauftragt hatte, kümmerte sich intensiv und hingebungsvoll um den Kleinen. Gemeinsam mit seiner Frau Irma versuchte er verzweifelt, ihn mit der Flasche zum Trinken zu bringen.

Trotz aller Bemühungen verschlechterte sich Rivers Zustand. Als eitriger Nasenausfluss und eine rasselnde Atmung hinzukamen, brachte Tim ihn sofort zum Tierarzt. River litt an einer

Atemwegsinfektion. Da er vermutlich nicht ausreichend Kolostrum – die besonders antikörperreiche erste Muttermilch – erhalten hatte, fehlte ihm wichtiger Immunschutz. Der Tierarzt verabreichte ihm Flüssigkeit und Antibiotika und verordnete eine mehrtägige Behandlung.

Zunächst schien es bergauf zu gehen. Wir schöpften Hoffnung. Doch wenige Tage später wurde River wieder schwächer. Tim hatte eines Abends ein sehr ungutes Gefühl und ging gegen 22 Uhr noch einmal hinaus, um nach ihm zu sehen. Dort fand er den kleinen River – leblos, an einen Heuballen gelehnt. Er war gerade einmal zwei Wochen alt.

Sein Verlust hat uns alle sehr getroffen – Tim ganz besonders. Er hat alles getan, was in seiner Macht stand, um dieses kleine Leben zu retten. Doch manchmal reichen selbst all unsere Liebe, Fürsorge und unser Wille nicht aus, eine kleine Seele bei uns zu halten. Dann müssen wir sie gehen lassen – und darauf vertrauen, dass sie ihren Weg zurück ins Licht findet.

Aus Trauer wächst neue Hoffnung

Nur drei Wochen später zeigte uns Bonrook auf wundersame Weise, wie nah Trauer und Freude manchmal beieinanderliegen. Am Abend des 9. September brachte unsere ebenfalls im vergangenen November gerettete Stute Jeannie einen gesunden, kräftigen kleinen Hengst zur Welt.

Ich nannte ihn Phoenix – nach dem mythischen Vogel, der durch das Feuer geht und aus seiner Asche neu geboren wird: als Symbol für neues Leben, neue Kraft und Hoffnung - und in Erinnerung an den kleinen River, der es nicht geschafft hat.



Das gesunde Hengstfohlen Phoenix mit seiner Mutter Jeannie auf Bonrook. Nach dem schmerzlichen Verlust von River bringt er wieder Freude, Hoffnung und neues Leben auf unsere Station.
Foto: Viktoria Kirchhoff

Ein Lichtblick für Sam

Phoenix entwickelt sich prächtig und bringt nach den schwierigen Wochen neues Leben und Freude nach Bonrook. Besonders für Sam ist der kleine Phoenix ein Lichtblick. Während er selbst noch Zeit braucht, um wieder ganz zu Kräften zu kommen, schenkt ihm Phoenix mit seiner jungen, gesunden Energie und Lebensfreude neue Kraft und Zuversicht.



Schützen Sie Tier und Natur

ALS GÖNNERIN UND GÖNNER DER FONDATION FRANZ WEBER!

Franz-Weber-Territory, Bonrook, Australien

Fondation Franz Weber – seit 1975 engagiert für den Schutz der Tiere und der Natur!

Gemeinsam haben wir schon so viel erreicht... und wir haben nicht vor, hier aufzuhören! Lassen Sie uns weiterhin Hand in Hand für eine gerechtere Zukunft für Tiere und Natur kämpfen.

Ihre Unterstützung ist weit mehr als nur eine Geste – sie ist der Antrieb unserer Erfolge! Seit über einem halben Jahrhundert setzt sich die Fondation Franz Weber unermüdlich und effizient für das Wohlergehen der Tiere und den Schutz unserer Umwelt ein – und wir feiern oft grosse Erfolge.

Dank Ihrer Grosszügigkeit und Ihrem Vertrauen haben wir bereits so viel erreicht. Gemeinsam können wir noch weiter gehen, um eine bessere Zukunft für Tiere, die Natur – und somit für unsere Kinder – zu gestalten.

Ihre Fondation Franz Weber

1975 – 2025 50 FONDATION FRANZ WEBER

SPENDENKONTO
IBAN: CH31 0900 0000 1800 6117 3

Postfinancekonto zugunsten von:
Fondation Franz Weber
3000 Bern 13, Suisse
T +41 (0)21 964 24 24
ffw@ffw.ch | www.ffw.ch

TIERSCHUTZ

In Sicherheit und Freiheit: Neue Schützlinge in Equidad

In den vergangenen Monaten fanden zahlreiche Pferde, die keinen anderen Zufluchtsort hatten, in unserem Pferdeschutzgebiet in Argentinien ein neues Zuhause. Unter ihnen waren Renato, ein junger Wallach, der völlig erschöpft vor einem schwer beladenen Abfallkarren gefunden wurde, sowie Sofía und Canela, eine junge Stute und eine betagte Eselin, die dringend eine sichere Zukunft brauchten.

Porträts von Canela (links) und Renato (rechts) auf Equidad. Ihre Gesichtsausdrücke spiegeln nun eine neu gewonnene Ruhe und Gelassenheit wider.
Fotos: FFW







TOMAS SCIOLLA
Direktor
Gnadenhof Equidad



Wallach Renato, kurz vor seiner Rettung noch vor einen Karren gespannt, mitten im Elend seines früheren Lebens auf der Strasse.

Renatos Rettung begann, weil jemand genau hinsah. Ein Bewohner einer nahe gelegenen Stadt, der die Arbeit von Equidad verfolgt, sah den jungen Wallach vor einem Karren, der mit einer enormen Menge Abfall beladen war. Renato war erschöpft und verletzt. Statt wegzusehen, rief der Mann die Fondation Franz Weber (FFW) um Hilfe, woraufhin die Polizei eingeschaltet wurde. Diese eine Entscheidung sollte Renatos Leben für immer verändern...

Die Beamten beschlagnahmten Renato, verfügten jedoch weder über die nötige Infrastruktur noch über eine geeignete Unterbringungsmöglichkeit für ein Pferd. Der einzige verfügbare Ort war ein Abstellplatz der Stadt für beschlagnahmte Fahrzeuge. Der Karren stand nun zwar still, doch Renato war weiterhin von Fahrzeugen umgeben – ohne Stall, ohne Weide und ohne einen Ort, der den Bedürfnissen eines Pferdes gerecht wurde. Er war der unmittelbaren Gefahr entkommen, doch in Sicherheit war er noch lange nicht.

In Sicherheit während des Verfahrens

Da Renato weiterhin unter behördlicher Obhut stand, durfte er das Stadtgebiet zunächst nicht verlassen. Das FFW-Team versorgte den Wallach auf dem Abstellplatz und fand nach intensiver Suche eine vertrauenswürdige Einrichtung für Pferde innerhalb der Stadt, die ihn vorübergehend aufnehmen konnte, solange das Verfahren andauerte.

Diese Übergangslösung bot Renato zwar Schutz, doch seine Zukunft blieb ungewiss. Seine früheren Besitzer kämpften darum, ihn zurückzubekommen. Bis zu einer endgültigen Entscheidung bestand daher die reale Gefahr, dass Renato in genau jenes Elend zurückkehren musste, aus dem er gerade befreit worden war.

Die FFW reichte die notwendigen rechtlichen Schritte ein, sammelte tierärztliche Beweise und setzte sich auf juristischem Weg für Renato ein. Hinter jedem Bericht, jedem Gespräch und jeder Eingabe stand dasselbe Ziel: Sicherzustellen, dass Renato nie wieder vor einen Karren gespannt werden würde! Nach endlosen Tagen gelang es uns schliesslich, das Verfahren zu gewinnen und die Erlaubnis zu erhalten, das Pferd endgültig nach Equidad in Sicherheit zu bringen.

Vertrauen braucht Zeit

Behutsam führten wir ihn an sein neues Zuhause und seine neuen Gefährten heran. Der Karren war zwar verschwunden, doch die Spuren, die dieses Leben hinterlassen hatte, waren geblieben. Renato war ständig auf der Hut und hatte Angst vor Seilen. Die Tierpfleger im Schutzgebiet wussten: Vertrauen braucht Zeit. Mit ruhigen, verlässlichen Abläufen liessen wir Renato selbst das Tempo seiner Genesung bestimmen. Fachwissen und Geduld gingen dabei Hand in Hand – und stets respektierten wir sein Bedürfnis, selbst zu entscheiden, wann er Nähe zulassen und wann er Abstand halten wollte.

Vor seiner Rettung wurde Renato als Arbeitstier behandelt – wie eine Maschine, die benutzt und irgendwann ausrangiert wurde. Im Schutzgebiet Equidad hat er nun eine eigene Identität und einen Namen: Renato. Hier wird er als Individuum mit einem eigenen Leben und Willen respektiert und kann heute so leben, wie jedes Pferd leben sollte. Er grast friedlich inmitten anderer Pferde; kein Karren lastet mehr auf ihm, kein Seil bestimmt seinen nächsten Schritt. Er entscheidet selbst, wohin er geht, wann und wem er sich nähert.

Eine Freundschaft, die bleibt

Renato war nicht der einzige Neuankömmling in Equidad. Im selben Zeitraum wurde die FFW auf Sofía und Canela aufmerksam. Die junge Stute und die betagte Eselin lebten rund fünf Fahrstunden vom Schutzgebiet entfernt in einer abgelegenen und gefährlichen Gegend, die teilweise nur über schwierige Landstrassen erreichbar war. Dort waren sie weitgehend sich selbst überlassen. Ihre ebenfalls betagte Besitzerin konnte sich weder ausreichend um die beiden kümmern noch ihre Sicherheit gewährleisten.

Die beiden waren eng miteinander verbunden und gaben sich gegenseitig Halt. Doch vor den Gefahren ihrer Umgebung konnte auch ihre enge Bindung sie nicht schützen. In der Region werden immer wieder Pferde und Esel gestohlen und illegal wegen ihres Fleisches geschlachtet. Je länger Sofía und Canela dortblieben, desto grösser war die Gefahr, dass auch sie diesem Schicksal zum Opfer fallen könnten. So bat uns die Besitzerin, Sofía und Canela in Equidad aufzunehmen. Nach den notwendigen Vorbereitungen konnten wir die beiden schliesslich gemeinsam nach Equidad transportieren.



Heute geniesst Renato die Ruhe und Natur des Schutzgebiets. Seine Verwandlung ist unverkennbar: Seine aufrechte Haltung, die natürliche Wölbung seines Rückens und seine wiedergewonnene Kraft zeugen davon, wie sehr er sich erholt hat. Renato hat eine zweite Chance auf ein neues Leben bekommen – er ist wie neu geboren.



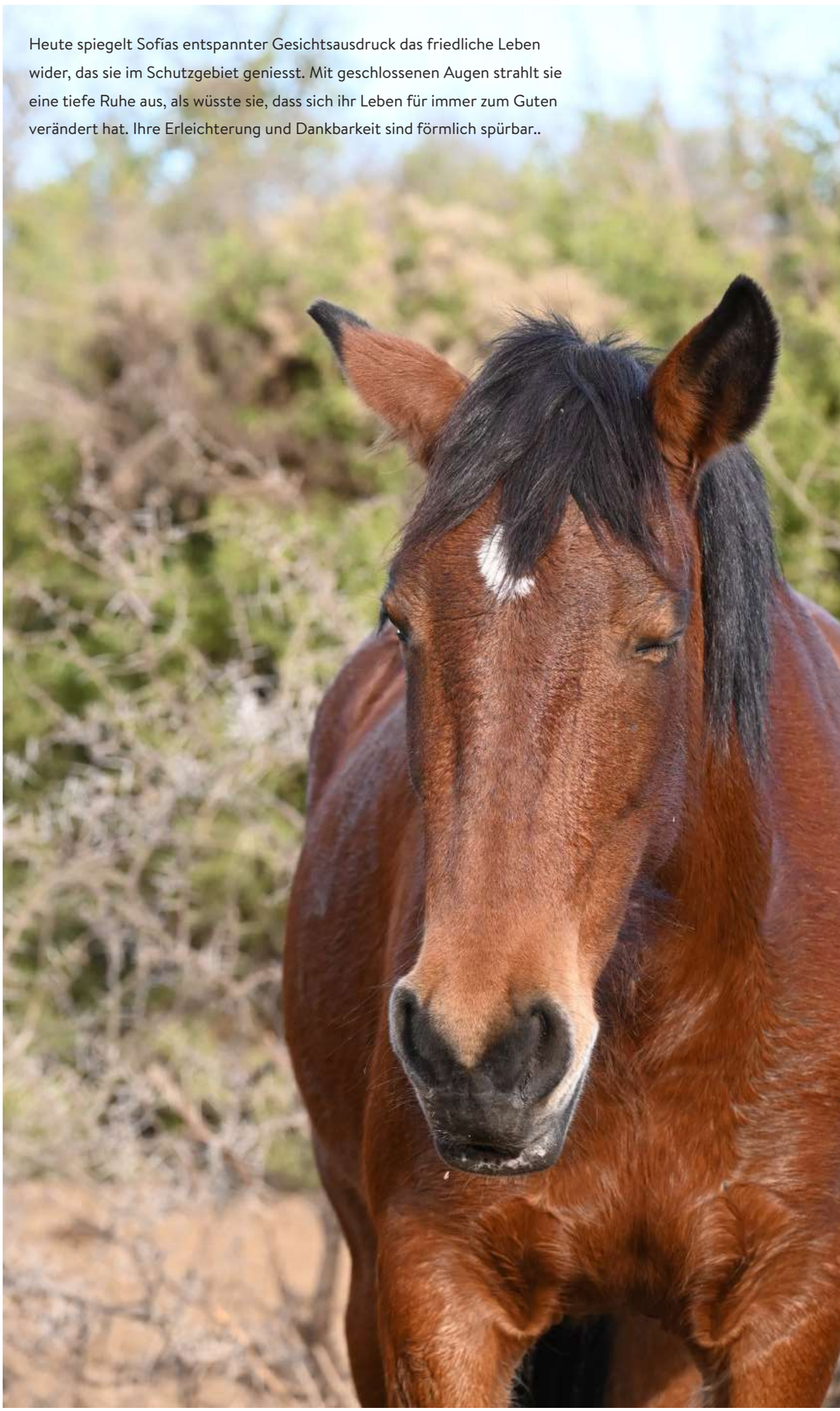
Die betagte Eselstute Canela besucht im Schutzgebiet weiterhin regelmässig ihre langjährige Freundin Sofía. Ihre enge Freundschaft besteht nach wie vor, doch inzwischen hat Canela auch neue Freundschaften mit anderen Eseln geschlossen. Heute geniesst sie die Freiheit, selbst zu entscheiden, mit wem sie ihre Zeit verbringt und wie sie ihre Tage gestaltet.

In Equidad durften beide in ihrem eigenen Tempo ankommen. Die Tierärzte und -pfleger des Schutzgebiets beurteilten ihre individuellen Bedürfnisse, beobachteten ihr Verhalten und gaben ihnen die Möglichkeit, ihr neues soziales Umfeld selbst zu erkunden, anstatt sie Herden zuzuteilen.

Enge Bindungen zwischen Pferden und Eseln sind keineswegs ungewöhnlich, insbesondere wenn die Tiere lange zusammengelebt und sich gegenseitig Sicherheit gegeben haben. Dennoch sind Pferde und Esel unterschiedliche Arten mit jeweils eigenen Formen des Sozialverhaltens und der Kommunikation. Verhaltensstudien zu gemischten Equidengruppen deuten darauf hin, dass sie – sofern sie ausreichend Wahlmöglichkeiten haben – ihre engsten Beziehungen in der Regel zu ihren Artgenossen aufbauen.

Interessanterweise zeigte sich genau das auch bei Sofía und Canela auf Equidad: Canela suchte die Gesellschaft anderer Esel, deren Verhalten und Kommunikation ihrem eigenen stärker entsprechen, während Sofía ihren Platz unter den Pferden fand. Ihre ursprüngliche Bindung ist dadurch nicht verloren gegangen; vielmehr hat sich ihre soziale Welt erweitert.

Noch immer suchen sie einander regelmässig auf und kommen zusammen, um zu ruhen, zu grasen oder einfach Seite an Seite zu stehen. Im Schutzgebiet Equidad haben sie die Freiheit, ihre Beziehung aufrechtzuerhalten und gleichzeitig neue Bindungen aufzubauen.



Heute spiegelt Sofías entspannter Gesichtsausdruck das friedliche Leben wider, das sie im Schutzgebiet geniesst. Mit geschlossenen Augen strahlt sie eine tiefe Ruhe aus, als wüsste sie, dass sich ihr Leben für immer zum Guten verändert hat. Ihre Erleichterung und Dankbarkeit sind förmlich spürbar..



«Hitzefrei» für den Wald?



THOMAS HERREN
Parkranger Giessbach



An den Hängen des Giessbachs färbt sich der Mischwald allmählich in herbstlichen Tönen. Dank seiner Artenvielfalt und der Tatsache, dass er nicht bewirtschaftet wird, ist er widerstandsfähig gegen Trockenperioden.

Seit Monaten ist die Trockenheit und Hitze auch im Giessbach spürbar. Mitte August fällt mir auf, dass vermehrt grüne Buchenblätter und einzelne kleine Äste auf den Gehwegen liegen. Gefahr in Verzug?! Ein besorgter Blick nach oben beruhigt mich, das Laubdach ist prallvoll und wunderbar dunkelgrün. Ich frage mich, ob das bereits erste Zeichen des nahenden Herbstanfangs sind und die Blätter sich in den nächsten Wochen verfärben und in rot, gelb und braun zu Boden schweben. Weit gefehlt: Erst Ende September setzt im Giessbach langsam die Laubverfärbung ein. Die Wege, Plätze und Wiesen werden in den nächsten Wochen mit einem raschelnden, farbenfrohen Teppich bedeckt sein. Ein jährlich wiederkehrendes, beeindruckendes und wunderschönes Naturritual!

Dass die grün abfallenden Buchenblätter und abgebrochenen Äste ein Schutzmechanismus der Bäume sind, um sich vor Austrocknung zu schützen, habe ich in der Zwischenzeit natürlich auch herausgefunden. Die Bilder in den Medien von gelben und kahlen Wäldern sowie vertrockneten Wiesen und Ackerflächen in der Schweiz sowie in ganz Europa, verbunden mit den verheerenden Waldbränden, haben mich ins Grübeln gebracht: Warum ist der Wald im Giessbach noch ziemlich fit, anderenorts dagegen vollkommen verdurstet? Wie können Bäume, Wälder und Kulturflächen sich besser gegen Hitze und Trockenheit schützen? Gäbe es eine Art „Hitzefrei“ für unsere Natur, wie wir es von Schulen kennen?

Giessbach ist seit 1950 eingebettet in ein Naturdenkmal (kantonales Schutzgebiet), seit 1996 Teil einer bundesrechtlich geschützten Landschaft (BLN) und seit 2025 Herz eines Naturwaldreservats. Seit mindestens 75 Jahren wird der Wald nicht bewirtschaftet, sondern sich selbst überlassen. Artenvielfalt (über 20 Baumarten) und natürliche Altersdurchmischung – von 0 bis 220 Jahre alt – führen zu einem Mikrokosmos, der weniger anfällig für Klimastress ist. Das schattenspendende Blätterdach unserer Riesenbäume schützt die Kleinen vor Austrocknung. Der Waldboden ist übersät mit Totholz, welches wasserspeichernde Moose und Flechten beherbergt. Der Waldboden ist dank Kleinlebewesen und Mikroorganismen gut durchlüftet. Er funktioniert wie ein Schwamm: Aufsaugen bei Regen, Abgeben bei Trockenheit. Zudem versprüht der schäumend fliessende Giessbach die Umgebung permanent mit Wasserstaub und somit mit Feuchtigkeit und Kühle. Glücklich, wer als Baum in so einem wunderbaren Wald leben darf!

Hitzefrei für die Natur ist nicht möglich. Die Förderung und der Erhalt von natürlichen und unbewirtschafteten Wäldern dagegen schon. Sträucher und Hecken, Baumgruppen, Einzelbäume und Alleen, aber auch freistehende Obstbäume auf unseren Wiesen begünstigen den Feuchtigkeitshaushalt und schützen vor Austrocknung und Hitzeschäden. Der Giessbachwald kann also beispielhaft als klimaresistenter Wald bezeichnet werden. Darauf sind wir stolz.

Dass hitze- und trockenheitsanfällige Baumarten (wie z. B. die wunderschöne Rotbuche) trotzdem irgendwann dem Klimawandel weichen müssen, macht auch mich traurig. Wenn wir aber Mischwälder fördern und natürlichen Waldgemeinschaften wieder mehr Raum geben, werden die Starken bleiben oder neu hinzukommen, die Schwachen werden verschwinden. Wir Menschen müssen zudem aufhören, unserer Natur und unserer Umwelt immer noch mehr Schaden zuzuführen und sie aus Habgier und Profitsucht langsam, aber sicher zu ruinieren.

Also: Tragen wir Sorge zu unserer Lebensgrundlage – unserer einzigen!

Wie die Bäume: mutig standhalten



ALIKA LINDBERGH
Schriftstellerin, Kunstmalerin,
Naturschützerin

Alika Lindbergh – eine Feder, die nicht verstummt

Schriftstellerin, Kunstmalerin und unermüdliche Fürsprecherin der Tiere und der Natur: Alika Lindbergh wird dieses Jahr 97. Ihre fragile Gesundheit und ihr stark beeinträchtigtes Sehvermögen zwangen sie, das Schreiben für unser Journal eine Zeit lang ruhen zu lassen. Ihre Liebe zu allem Lebendigen blieb ungebrochen. Doch als die Flammen «ihre Ardennenwälder» in Belgien verschlangen, konnte sie nicht länger schweigen. Schmerz und Empörung gaben ihr die Kraft, wieder zur Feder zu greifen. Es bewegt uns, ihre unverwechselbare, unabhängige Stimme wieder zu hören. Ihre tiefe Zuneigung zum Lebendigen und ihr Aufbegehren gegen das Unrecht sind bis heute ungebrochen.

Vor Kurzem ging ich an einem glühend heissen Augusttag in meinen Garten, um dort mit einem Baum zu sprechen, der mir sehr viel bedeutet, und den ich sogar liebevoll «meinen Sohn» getauft habe – ganz einfach, weil er mir sein Leben verdankt.

Seitdem sind über zwanzig Jahre vergangen, und dieser Baum war damals nicht mehr als ein zerbrechlicher Schössling, der zwei Blätter trug, an denen ich ihn erkannte: Es handelte sich um den kleinen Spross eines Bergahorns.

Ich näherte mich gerade einem Handwerker, der draussen arbeitete. Plötzlich sah ich, wie er sich bückte und die Hand ausstreckte, ganz offensichtlich im Begriff ein – zu Unrecht so genanntes – «Unkraut» auszureissen.

Ich fürchte, ich brüllte ein markerschütterndes «STOPP», gefolgt von einem wütenden: «Vorsicht, das ist ein Baum!», was den armen Mann beinahe das Gleichgewicht verlieren liess. Bestürzt stammelte er: «Das? … ein Baum? … aber … Sie wissen doch, die wachsen überall! Genau wie Quecken oder Löwenzahn. Das hat doch in dem Park, den Sie hier anlegen wollen, nichts verloren. Sie bräuchten hier Zierbäume, also richtig schöne Bäume. Diese Dinger hier findet man überall, die sind doch ganz und gar gewöhnlich!»

Ich hätte gerne ein wenig über seine Verblüffung gelacht, doch zunächst entschuldigte ich mich, ihn so erschreckt zu haben. Dann erläuterte ich ihm meine Pläne, wobei ich mit grossen, gut sichtbaren Steinen sorgfältig einen Kreis um das arme Pflänzchen errichtete.

Was hier entstehen sollte, so erklärte ich ihm, sei eigentlich gar kein richtiger Park und schon gar kein französischer Garten! Es sollte vielmehr ein Wäldchen werden, ein Waldgarten, der der üppigen, freien und dicht bewachsenen Natur so nahe wie möglich käme, um all die kleinen Wildtiere anzulocken, die selbst hier, aus unserem Weiler mitten auf dem Land, nahezu vollständig verschwunden waren, wie etwa Eichhörnchen, Igel, Marder, Lurche und sogar Füchse. Und was die kleinen Vögel anging – Amseln, Spatzen, Meisen und Nachtigallen – so hörte man sie hier nicht mehr singen. «Würden Sie nicht gerne wieder einmal eine Nachtigall hören, Pierre?», schloss ich.

Da fand der gute Pierre sein Lächeln wieder und gestand, dass er sehr gerne wieder einmal den Gesang einer Nachtigall hören würde, so wie damals als Kind in Italien, als er ihnen im Garten seiner Grossmutter gelauscht hatte.
«Selbst Amseln wären toll! Man hört sie wirklich nur noch selten…, das ist schade!»

Und so gelang es mir nun, da sich die Wogen geglättet hatten, meinen lie-

ben Ahorn vor einem sinnlosen Tod zu bewahren, der ihn einzig und allein deshalb ereilt hätte, weil er ein Kind des Zufalls und des Windes war.

Tatsächlich erblühte mein Waldgarten bereits nach kurzer Zeit in voller Schönheit.

Einen grossen Anteil daran hatte sicher die beeindruckende, bewundernswerte Widerstandsfähigkeit der Pflanzen. Aber vielleicht – ich möchte es gerne glauben – trug auch die Liebe dazu bei, mit der ich behutsam und voller Hingabe die sterbenden Büsche und Sträucher von Bauschutt, Betonsteinen und allen nur erdenklichen Abfällen befreite, die die früheren Bewohner des Hauses und des Grundstücks – das doch eigentlich ein Garten sein sollte – auf ihnen abgeladen hatten.

Innerhalb weniger Wochen richteten sich die Todgeweihten wieder auf und schöpften neue Kraft. Schon nach ein paar Monaten waren sie auf die zweifache, ja dreifache Grösse angewachsen und standen in voller Blüte! Und in kürzester Zeit kehrten wie durch ein Wunder Scharen von Vögeln zurück und erfreuten sich an den Eichen, Ginkgos, Walnussbäumen und Haselnusssträuchern ebenso wie an den grossen Tannen und Zypressen, die wir gepflanzt hatten.

Ich erinnere mich noch gut an den Tag, an dem ein grosser Schwarm Distelfinke eine Baumgruppe unweit des Hauses in Besitz nahm. Bald darauf folgten fünf Arten von Meisen sowie Amseln, Spatzen (die mittlerweile so selten geworden sind), einzelne Rotkehlchen, Buntspechte und winzige Kleinspechte. Dazu kamen Falken, Sperber, ein Schwarm Rabenvögel, Eulen und Käuze – und nicht zuletzt auch Nachtigallen!

Und, oh Wunder! Sogar Ziegenmelker sind hier zu finden. Mit ihrem lautlosen Flug gleiten diese geheimnisvollen Vögel von Sonnenuntergang an so tief dahin, dass sie bisweilen auf Augenhöhe an mir vorbeifliegen, bevor sie unter den Büschen landen und vollständig mit den Pflanzen verschmelzen.

Neben dieser bunten Vogelschar zeigt sich manchmal ein Paar prächtiger Marder. Und natürlich gibt es zahlreiche Familien von Igeln und schelmischen Eichhörnchen, die gelegentlich die Walnuss- und Kirschbäume aufsuchen. Sogar ein unsichtbarer Fuchs streift hier umher, der in einem besonders urwüchsigen Winkel hinten im Garten die Hühner-, Perlhuhn- und Entenkadaver holt, die ich dort für ihn ablege.

In diesem kleinen Wäldchen, diesem Stückchen Wald mitten im Nirgendwo, ist mein geliebter Bergahorn also zu stattlicher Grösse herangewachsen und spendet mit seinem Blätterdach Schatten nahe meinem Haus.

So ist jeden Morgen, wenn ich schlaftrunken das Fenster meines Schlafzimmers öffne, er das Erste, was ich sehe und dem mein erstes Lächeln gilt. Und wenn ich ein wenig später das Haus verlasse und auf ihn zugehe, weht mir seine liebevolle, schützende Zärtlichkeit entgegen wie ein sanfter Hauch.
Kein Wunder also, dass ich Wälder und Gärten liebe – ist doch mein eigenes Leben, wenn ich so sagen darf, nach und nach aus ihnen hervorgegangen.
Fern von allem Grün, fern von Bäumen und der wundervollen Gegenwart wilder Tiere – mögen sie sich auch noch so gut verstecken – kann ich nicht wirklich glücklich sein.

Schon meine Kindheit verbrachte ich in einer kleinen Stadt mit bezaubern-



Alika Lindbergh lehnt am Stamm jenes Ahorns, den sie einst rettete und der über die Jahre zum stillen Wächter ihres Hauses geworden ist.
Fotos: FFW

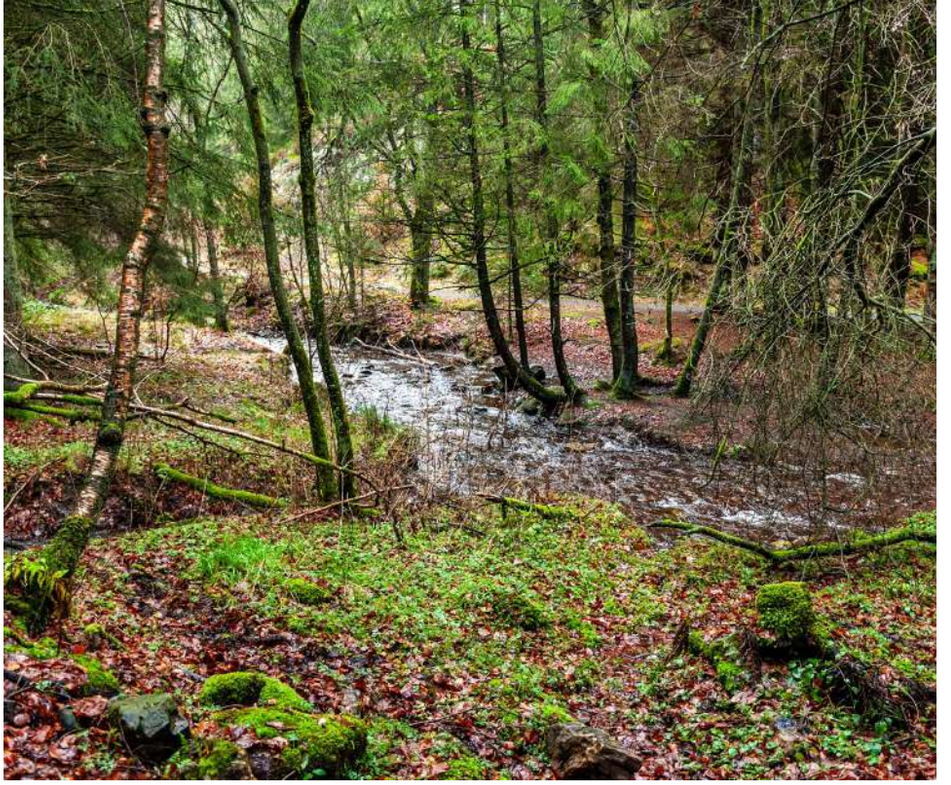
den öffentlichen Gärten und mehreren weitläufigen, baumbestandenen Parks. Vor allem aber durfte ich meine Eltern und Grosseltern immer wieder zu Aufenthalten im Herzen des ausgedehnten Ardennenwaldes begleiten, der so nahe war, dass wir ihn von der Terrasse unseres Hauses aus sehen konnten.

Die wallonischen Ardennen, die sich entlang der deutschen Grenze erstrecken, sind in weiten Teilen noch ein echter Urwald… voller opulenter Pracht, einladend und zugleich von den Belgiern so eifersüchtig bewacht, dass sie sie unter Naturschutz gestellt haben.

Tief und manchmal geradezu düster aufgrund der mächtigen Tannen, die dort wachsen, liegt der Wald unter einem märchenhaften Nebelschleier, der ihm eine romantische Atmosphäre verleiht. Verträumt stellte ich mir kleine Märchenschlösser vor, deren Türmchen unvermittelt aus dem dunklen Grün hervorlugten, in dem sie eben noch verborgen gewesen waren.

In dieser erhabenen und stillen Landschaft, in der tausenderlei Getier kreuchte und fleuchte, atmete ich von meiner Geburt bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr in vollen Zügen den Duft der Tannen und unzähliger hochgewachsener Laubbäume ein. Wie vor grossen Weisen – die sie ja auch waren – empfand ich Respekt vor ihnen, fühlte mich jedoch zugleich unwiderstehlich zu ihnen hingezogen wie zum Weihnachtsmann.

Denn in all meiner kindlichen Naivität, mit der ganzen Frische meiner Seele, nahm ich die tiefe Güte wahr, die sie ausstrahlten, und ihre wortlose Aufforderung zu Vertrauen und gegenseitiger Zärtlichkeit. Für mich war das eine Selbstverständlichkeit, so selbstverständlich wie der Duft der Rosen.



In den Wäldern der Ardennen verbrachte Alika Lindbergh die ersten zwanzig Jahre ihres Lebens und lernte, der Natur zu lauschen.

Erst viel später, als ich längst erwachsen war und mich dem Schutz der Tiere und der Natur verschrieben hatte, begriff ich, wie sehr meine körperliche und emotionale Nähe zum Wald und seinen Bewohnern dem regelmässigen Besuch einer exzellenten Schule gleichkam. Diese Universität der Natur lehrte uns die Einfachheit des Seins und die grundlegenden Gesetzmässigkeiten der Natur, so wie sie uns lehrte, die vielfältige und herrliche Schönheit der Schöpfung zu erkennen und das LEBEN zu achten – dieses Wunder an Gleichgewicht und Vielfalt.

Jenseits der Regeln der menschlichen Welt entdeckte ich dort die Gesetze des nichtmenschlichen Lebens, nämlich der Pflanzen und Tiere, die mit uns den Atem unserer geliebten Erde teilen, unseres blauen…und grünen Planeten!

Nachdem uns im Sommer 2026 mehrere Hitzewellen heimgesucht hatten, stärker als alle, die wir bis dahin erlebt hatten, musste ich feststellen, dass sie auch in meinem Garten ihre Spuren hinterlassen hatten: Die schweren Dürreschäden waren unübersehbar. Zugleich fiel mir auf, dass die meisten Zugvögel lange vor dem Herbst verschwunden waren. Wie so viele Franzosen hoffte ich auf das Eintreffen des erlösenden Regens. Doch er liess auf sich warten, und als er endlich kam, brachte er leider heftige Gewitter mit sich und mit ihnen verheerende Überschwemmungen.

Doch damit noch nicht genug: Plötzlich brach eine regelrechte Epidemie von Waldbränden über Frankreich und die Nachbarländer herein, von denen die meisten auf Brandstiftung zurückgingen. Mit ihrer immensen Zerstörungskraft fegten sie all unsere anderen Sorgen hinweg.

In meiner Jugend hatte ich auf einer kleinen Insel in Südfrankreich zwei furchtbare Waldbrände aus nächster Nähe erlebt. Als ich nun vor dem Fernseher mitverfolgte, wie sich das Feuer überall ausbreitete, erinnerte ich mich an die erschreckende Geschwindigkeit, mit der die Flammen um sich gegriffen hatten. Es war einfach entsetzlich! Selbst der bewundernswerte Heldenmut der Feuerwehrleute und freiwilligen Helfer vermochte es nicht, Brände solchen Ausmasses ohne den Einsatz von Löschflugzeugen einzudämmen. Und davon gab es nicht genug!

Wie wir alle war auch ich erschüttert angesichts der Flut von Bildern, die uns diese Katastrophe von ungeheurem Ausmass vor Augen führten. Vor allem aber dachte ich an die Tausende, ja Millionen von Bäumen und verängstigten Tiere, die in diesem Inferno gefangen und dem Feuer hilflos ausgeliefert waren, das sie bei lebendigem Leib verbrennen würde…

Manchmal, doch zum Glück eher selten, bekamen wir im Fernsehen ein einstmals reizendes Dorf zu sehen, das nun in Schutt und Asche lag. Ich musste an die armen Bewohner denken, die zwar rechtzeitig evakuiert und so vor einem schrecklichen Tod bewahrt worden waren, aber nun alles verloren hatten: ihr Zuhause, ihre vertraute Umgebung und jedes noch so bescheidene Andenken… Wie jener alte Mann, der sehr aufrecht, sehr würdevoll zwischen den Trümmern seines kleinen Hauses stand und nur einen einzigen, zutiefst bewegenden Kommentar abgab: «Und die armen Tiere! So viele sind lebendig verbrannt, und um diese Jahreszeit haben viele von ihnen Junge…» Diese Worte berührten mich so tief, dass mir die Tränen kamen, wie so vielen von uns, die dieser entsetzlichen Tragödie fassungslos gegenüberstanden.

Als ich kaum zwei Wochen später abends den Fernseher einschaltete, zogen auf dem Bildschirm erneut zutiefst verstörende Bilder vorüber: gewaltige schwarze Rauchwolken, aus denen nicht minder riesige Flammen emporschlugen. Ich hörte eine Stimme sagen: «Das Feuer ist ganz in der Nähe der Stadt Lüttich unweit der deutschen Grenze im unter Naturschutz stehenden Wald der wallonischen Ardennen… Drei Hektar sind den Flammen schon zum Opfer gefallen…». Am nächsten Tag brannten bereits 800 Hektar, und das Feuer sollte sich noch mehrere Tage lang unaufhaltsam durch den Wald fressen.

Das war der Zeitpunkt, an dem ich, kaum erwacht, in meinen Garten hinunter ging und die Arme um meinen geliebten grossen Ahornbaum schlang. Schweigend, von Seele zu Seele, vertraute ich ihm meinen Kummer an, der sich nicht in Worte fassen liess, sich aber in jener spirituellen Sprache offenbarte, in der er und ich miteinander kommunizieren.

Fast die gesamte Welt scheint heute um uns herum aus den Fugen zu geraten: Immer wieder flammen Kriege auf, brechen Revolutionen aus und entladen sich andere todbringende Eruptionen der Wut, des Hasses… oder des Wahnsinns.

Unsere Zivilisationen taumeln und wanken in einem morbiden, ja abstossenden Rausch, all unsere Werte gehen langsam, aber sicher verloren, während sich erschreckend viele Menschen einer schändlichen Form der Selbstzerstörung hingeben, die wie kollektiver Wahnsinn erscheint.

Sind dies die ersten Anzeichen für das Aussterben unserer Art? Womöglich… die Vorboten der Apokalypse… Ich bin bei Weitem nicht die Einzige, die sich diese Frage stellt… Doch hier, in der stillen, wohltuenden Geborgenheit meines Baumes und meines ganzen Gartens, an der Seite meines klugen und sanftmütigen Hundes ist mir plötzlich, als würden mir meine nichtmenschlichen Freunde einen Gedanken zuflüstern: Die Spezies des Homo sapiens kam erst unendlich viel später auf diese Erde als die Pflanzen – und sehr viele Tierarten. Es waren die Pflanzen, die die Erde eroberten und damit dem LEBEN den Weg bereiteten. Sie sind die ersten weisen und herrlichen Bewohner, die die Erde beharrlich in ihren grünen Mantel gehüllt haben. Als wir lange, sehr, sehr lange nach den Ginkgos auf unserem Planeten erschienen, waren sie es, waren es die grünen und rauschenden Wälder, die uns unerschrocken und tatkräftig ein Paradies auf Erden schenkten. «Wenn du daran glaubst, dass die Natur überleben wird, dann kannst du auch darauf vertrauen, dass viele Tiere es schaffen werden…», raunt mir mein geliebter Ahorn zu.

Und wenn die Tiere überleben, so muss man wohl einräumen, dass auch der Mensch eine Chance hat. Auch er kann sich wandeln, sich anpassen, sein Wesen ein wenig oder sehr stark verändern und zu den Überlebenden zählen. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte unseres Planeten…

«Lasst alle Hoffnung fahren»? Vielleicht müsste es vielmehr heissen: «Lasst alle Verzweiflung fahren»… Denn darin kommen dieselbe Widerstandskraft, derselbe Mut und dieselbe Intelligenz zum Ausdruck, die meine Freunde, die Pflanzen, besitzen, denen wir unser LEBEN verdanken.

Versuchen wir also, unsere Verzweiflung hinter uns zu lassen und wie die Bäume mutig standzuhalten. Sie werden uns dabei helfen.



Angesichts von Dürre und Waldbränden zeigen uns die Bäume, was es heisst, standzuhalten.

Schimpanse Toti: Ein neues Leben

Toti ist einer der beiden letzten Schimpansen, die in Argentinien noch in Gefangenschaft leben. Der 36-Jährige lebt seit über zehn Jahren allein. Die Fondation Franz Weber arbeitet daran, ihn in ein Rettungszentrum in England zu überführen. Dort könnte er endlich wieder soziale Beziehungen zu seinen Artgenossen knüpfen.

TOMAS SCIOLLA
Direktor
Gnadenhof Equidad

Ein Leben in Gefangenschaft
Toti wurde in Gefangenschaft geboren und kann niemals gefahrlos in die Wildnis ausgewildert werden. Für eine zutiefst soziale Art bedeutet eine solche Isolation eine immense psychische Belastung. In freier Wildbahn leben Schimpansen in komplexen Gemeinschaften. Lang andauernde Isolation kann tiefes Leid, Angstzustände, Apathie oder repetitive Verhaltensweisen auslösen. Weder Enrichment noch menschliche Zuwendung können eine echte Beziehung unter Schimpansen ersetzen.

Von der Justiz angefragte Expertise
Im Verfahren über Totis Zukunft zog der zuständige argentinische Richter Tom Sciolla als Experten hinzu. Er ist bei der Fondation Franz Weber für Biodiversitätsschutz und Zoo-Transformation zuständig, leitet das Schutzgebiet Equidad und verfügt über Erfahrung in der Vorbereitung und Überführung von Menschenaffen.

Die FFW erklärte sich daraufhin bereit, die Vorbereitung von Totis Überführung in das Monkey World – Ape Rescue Centre in Dorset, England, zu übernehmen. Anfang Jahr bestimmte das argentinische Gericht das britische Zentrum offiziell als sein künftiges Zuhause.

Mit positiver Verstärkung auf die Reise vorbereiten
Seither bereitet unser Team Toti ganz konkret auf diese aussergewöhnliche Reise vor. Diese Arbeit beruht ausschliesslich auf Vertrauen, positiver Verstärkung und seiner freiwilligen Mitwirkung. Toti lässt inzwischen verschiedene medizinische Untersuchungen und sogar Blutentnahmen zu.

Die Fondation Franz Weber hat zudem eine geeignete Transportkiste gefunden. Sie steht direkt an seinem Gehege und wird nach und nach Teil seines Alltags. Toti kann sie ohne Zwang und in seinem eigenen Tempo erkunden und betreten.

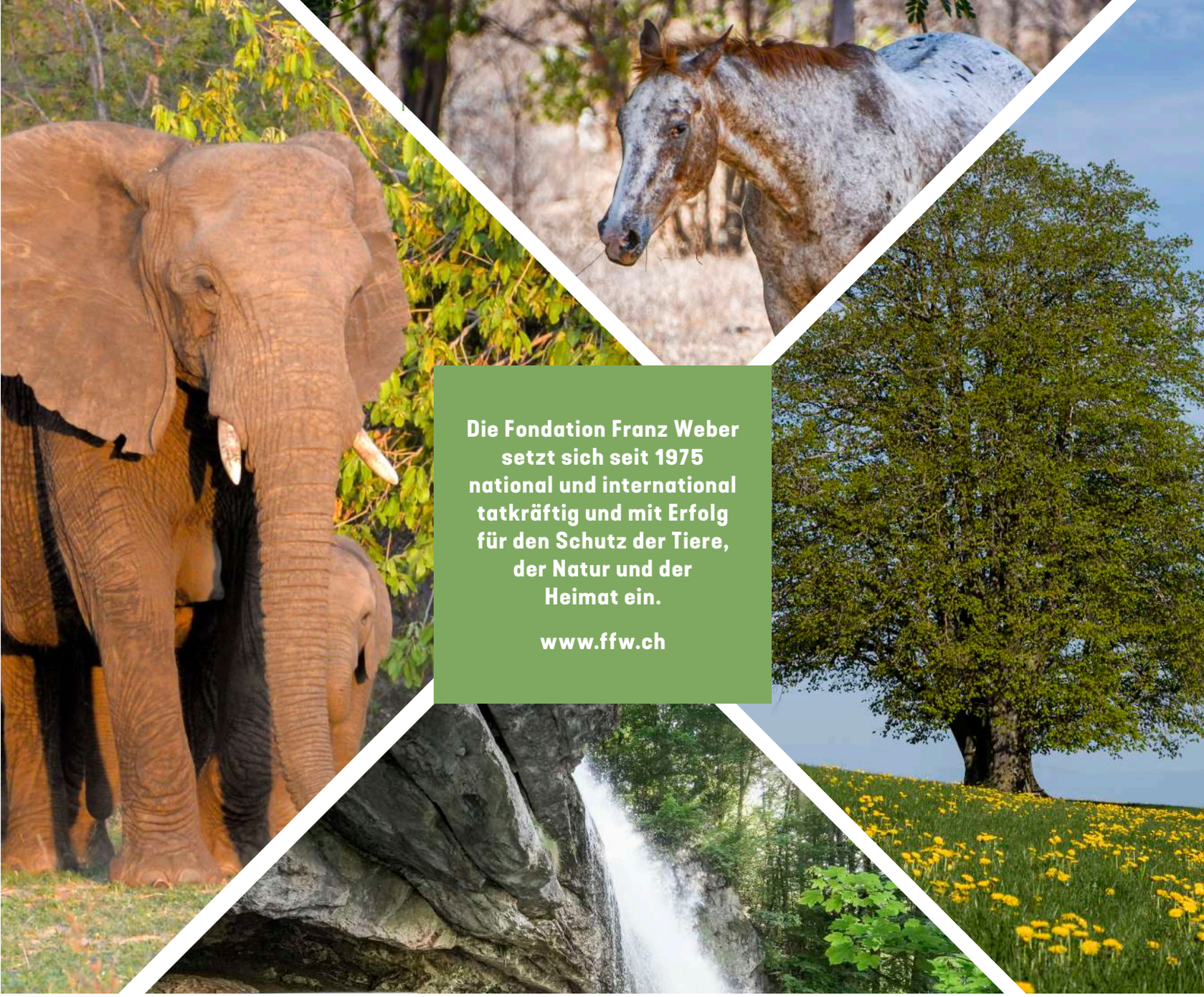
Die internationalen Bewilligungen, Gesundheitszeugnisse, CITES-Dokumente und Transportmodalitäten müssen noch abschliessend geregelt werden.

Endlich wieder andere Schimpansen
Im Monkey World leben über 250 gerettete Primaten auf einem Gelände von rund 26 Hektaren. Das Zentrum beherbergt unter anderem 54 Schimpansen in vier sozialen Gruppen und verfügt über ein gut ausgestattetes Tierspital sowie ein Team mit viel Erfahrung in der Rehabilitation von Primaten.

Für Toti bedeutet die Ankunft im Zentrum nicht, dass er sofort in eine Gruppe integriert wird. Nach so vielen Jahren der Isolation muss jede Begegnung mit äusserster Vorsicht vorbereitet werden. Zunächst wird er andere Schimpansen aus einer Distanz, die ihm Sicherheit gibt, sehen, hören und riechen können. Danach kann ein engerer Kontakt ins Auge gefasst werden.

Nach einem Jahrzehnt sozialer Stille wird Toti nicht mehr allein sein.





Die Fondation Franz Weber setzt sich seit 1975 national und international tatkräftig und mit Erfolg für den Schutz der Tiere, der Natur und der Heimat ein.

www.ffw.ch

AZB
CH-3000 Bern 13 Matte
PP/Journal

JOURNAL FRANZ WEBER

DIE POST



FSC
www.fsc.org
RECYCLED
Papier aus Recyclingmaterial
FSC® C022767